

## REZENSIONEN

**Matthias Asche, Werner Buchholz u.a. (Hrsg.): Die baltischen Lande im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Livland, Estland, Ösel, Ingermanland, Kurland und Lettgallen. Stadt, Land und Konfession 1500–1721, Teil 3, Münster: Aschendorff Verlag 2011, 184 S.**

Hatte sich der erste Band der Reihe zu den baltischen Landen den Entwicklungen in den Landgebieten zugewandt, so stehen im dritten Band die Städte im Mittelpunkt. Den größten Teil des Bandes nimmt die Darstellung über „Kirche und Bürgerschaft in den baltischen Städten im 16. und 17. Jahrhundert“ des emeritierten Stockholmer Professors für baltische Geschichte Enn Talvel ein (S. 17-99).

Nach einem kurzen Überblick über die Vorgeschichte werden im ersten Abschnitt der detailreichen Arbeit die konfessionellen Umwälzungen in den livländischen Städten während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts geschildert, insbesondere die Einführung der Reformation. Schon früh in den 1520er Jahren kam es zu Bewegungen innerhalb der Bürgerschaften und zu Stadtreformationen (auch zu radikalen Bewegungen). Die Arbeit geht nicht nur den Ereignissen in Riga, Reval und Dorpat nach, sondern auch der Reformation und den Bilderstürmen in den kleineren Städten Livlands. Als Korrektur ist anzumerken: „An St. Olai wurde der ehemalige Mönch aus dem Prämonstratenserkloster Stade Johann Lange tätig, bei dem neuen Kaplan an der Kirche handelt es sich um Zacharias Hasse, der vorher in Braunsberg und Elbing gewirkt hatte“ (S. 27). Ausführlich beschreibt der Verfasser das Nebeneinander der neuen und alten Konfession und ihrer Kirchenordnungen bis ins 17. Jahrhundert. Er wehrt zu Recht jede Art von nationaler oder konfessionalistischer, also gleichsam „deterministischer“ Deutung der zunächst multikonfessionellen Entwicklung (S. 36-44) ab.

Der zweite Abschnitt der Arbeit Enn Talvels widmet sich den Bestrebungen der Russisch-Orthodoxen Kirche ab Mitte des 16. Jahrhunderts in Folge der russischen Eroberungen in Estland und Livland zwischen 1558 und 1582. Russisch-orthodoxe Bekehrungsversuche konnten den anderskonfessionellen Bestand nicht gefährden; orthodoxe Kirchengebäude traten in der Folgezeit zu den bestehenden Kirchen hinzu (S. 46-54).

Der folgende Abschnitt widmet sich dem Verhältnis von Katholizismus und Protestantismus in den livländischen Städten der polnisch-litauischen Rzeczpospolita sowie dem Streben der polnischen Könige nach Vormacht in Livland 1559–1582 und den kirchlichen Verhältnissen in diesen Städten unter polnisch-litauischer Herrschaft 1582–1625 während der Tätigkeit der Jesuiten in dieser Zeit. Insbesondere in Dorpat mussten Konflikte bewältigt werden, da die Protestanten – z.B. in Dorpat, Riga und Pernau – erfolgreich auf ihren Forderungen nach Freiheit für die Augsburgische Konfession beharrten (S. 54-69). Die schwedische Eroberung Rigas 1621 und Dorpats 1625 bereitete den Ansätzen zu einer Rekatholisierung der Landgebiete (ausgenommen Lettgallen) ein abruptes Ende.

Der vierte Abschnitt beschreibt die kirchlichen Verhältnisse in den baltischen Städten unter schwedischer Herrschaft: 1. die Autonomieversuche des Revaler Rates gegenüber den schwedischen Institutionen und die nur teilweise erfolgreichen Vermittlungsversuche der schwedischen Bischöfe und des Kanzlers Oxenstjerna, 2. die Regelungen der schwedischen

Krone in Livland mit Einsetzung von Hermann Samson als livländischem Superintendenten und die Konsistorialordnungen in den Städten bis zur Einführung des Amtes des Generalsuperintendenten 1678 und des schwedischen Kirchengesetzes 1680 (unterbrochen vom russisch-schwedischen Krieg 1656–1661).

Zu den Städten, ihren Kirchen und öffentlichen Gebäuden sind wertvolle Karten mit Erläuterungen zur Geschichte der Gebäude zu finden: 1. aus dem estländischen Bereich zu Dorpat/Tartu (S. 100-102), Narva (S. 106-108) und Reval/Tallinn (S. 118-120) verfasst von Martin Klöker, Krista Kodres und Raimo Raag, 2. aus dem lettländischen Bereich zu Mitau/Jelgava (S. 104 f.), Riga (S. 110-116) und Wenden/Cēsis (S. 122-125), verfasst von Ojars Sparitis. Zur St. Jakobikirche in Riga ist zu ergänzen: „Von 1674 bis 1922 war die Jakobikirche Kirche einer deutschen Jakobigemeinde, von 1760 an zugleich Kirche der estnischen evangelisch-lutherischen Gemeinde.“ (S. 110)

Den dritten Schwerpunkt des Bandes bildet der Aufsatz von Martin Klöker über deutsche und lateinische geistliche und humanistische Literatur im 16. und 17. Jahrhundert. Der Autor beschreibt das literarische Leben in den baltischen Landen in einem chronologischen Überblick vom Vorabend der Reformation über die evangelischen Neuanfänge und die Rückschläge im Livländischen Krieg, die Blütezeiten – unterbrochen durch wiederkehrende Krisen und Kriege –, mühsame Neuanfänge bis hin zur Katastrophe des Großen Nordischen Krieges 1700–1721 (S. 127-144).

Für die Reformationszeit nennt Klöker das kirchliche Schrifttum, das teilweise ins Estnische oder Lettische übersetzt wurde, ebenso die pädagogisch-humanistischen Schriften und die ersten Gelegenheitsgedichte (S. 128-130).

Für die literarischen Blütezeiten von den 1630er bis zu den 1650er Jahren und nach dem Ersten Nordischen Krieg (1660/61–1700) werden die livländischen Metropolen Reval und Narva, Dorpat und Pernau, Riga und Mitau in ihren bedeutenden, literarisch tätigen Personen, Bildungseinrichtungen und Verlagen vorgestellt. Bedeutsam waren überall die Gymnasien und (für die lateinische Dichtung) die Universität Dorpat ab 1632. Als herausragende Gestalten gelten in Riga Hermann Samson und Johann Brever, in Reval Ludwig Dunte, in Narva Heinrich Stahl, in Kurland Georg Mancelius, Christoph Fürecker und Heinrich Adolphi. Aus Kurland entstand eine Verbindung zur Albertina nach Königsberg und zum Dichterkreis um Simon Dach.

Nur kurz war der Aufschwung des literarischen Lebens am Ende des 17. Jahrhunderts mit Gelegenheitsdichtung und gedruckten Predigten in schwedischer und deutscher Sprache. Ernst Glücks Übersetzung der Bibel ins Lettische wurde möglich, weil sie von Schweden und vom weithin wirksamen Generalsuperintendenten Johann Fischer gefördert wurde.

Wertvoll ist die Übersicht Klökers über das Spektrum der Texte, die im 16. und 17. Jahrhundert entstanden (S. 144-155). „Erste Ansätze für Dichtung in estnischer und lettischer Sprache sind sichtbar in den fortlaufend verbesserten Kirchenliedübersetzungen und -dichtungen, vor allem jedoch in einer zahlenmäßig noch geringen Gelegenheitsdichtung, die von Pfarrern und Lehrern getragen wurde“ (S. 145).

Die Existenz von späthumanistischer gelehrter Dichtung, von geistlichem, kirchlichem und akademisch-pädagogischem Schrifttum sowie von ersten Zeitungen und Relationen, Flugschriften und Akzidentien zeigt ein „vielgestaltiges literarisches Spektrum in Randlage“ und präsentiert die baltischen Lande als „aktiven Teilnehmer an der literaturgeschichtlichen Entwicklung“ (S. 155). Im Sinne der Herausgeber und Autoren aller drei Bände des

Gesamtwerkes resümiert Martin Klöker: „Im Rahmen ihrer überwiegenden Zugehörigkeit zum Raum der lutherischen Konfessionskultur markierten die baltischen Lande zwar geographisch einen Rand und eine Grenzlage, hinsichtlich ihrer geistigen und kulturellen Dynamik waren sie jedoch keineswegs peripher“ (S. 155). Wie im ersten und zweiten sind auch die ausführlichen Quellen- und Literaturverzeichnisse im vorliegenden dritten Band (S. 97-99 und S. 155-162) für alle Interessierten von besonderem Wert.

Heinrich Wittram, Hemmingen-Arnum

**Ingrid Damerow (Hrsg.): „Von einer Hölle in die andere“. Jüdische Opfer im Nationalsozialismus und Stalinismus. Die Lebenswege von Ruwim Kozhewnikow und Jewgenij Salzman, Berlin: OEZ Berlin-Verlag 2010, 234 S.**

Im vorliegenden Bändchen stehen die Biografien zweier Männer im Mittelpunkt, die Opfer totalitärer Regimes in Europa im 20. Jahrhundert wurden. Jewgenij Salzman überlebte das Ghetto in Riga und anschließend das sowjetische GULAG-System; Ruwim Kozhewnikow kämpfte während des Zweiten Weltkrieges für die Sowjetunion und geriet nach deren Sieg im Großen Vaterländischen Krieg wie Salzman und viele andere in stalinistische Lager. Während Salzman in den 90er Jahren seine Erinnerungen niederschrieb, vertraute sich Kozhewnikow einem Journalisten an, der seine Erlebnisse zu Papier brachte. Ingrid Damerow hat nun die beiden Berichte in einer Publikation zusammengeführt und dem deutschen Leser zugänglich gemacht.

Die Erlebnisse von Kozhewnikow erinnern ein wenig an das Schicksal von Lev Kopelev, der in Ostpreußen in die Fänge der stalinistischen Sicherheitsorgane geriet. Auch Kozhewnikow, der bei Leipzig verhaftet wurde, war sich – bis auf eine unbedachte Äußerung, die ein Spitzel provoziert hatte – keiner Schuld bewusst. Die ursprünglich verhängte Todesstrafe wurde in 25 Jahre Lagerhaft umgewandelt – und die Reise aus dem besetzten Deutschland endete im sibirischen Steinkohlerevier. Nach dem Tode Stalins blieb er in der Gegend, in die er verschleppt worden war.

Jewgenij Salzman stammte aus einer alteingesessenen jüdischen Familie in Lettland. Er erlebte die sowjetische Besetzung des baltischen Staates ebenso mit wie den Ausbruch des deutsch-sowjetischen Krieges. Auf der Flucht gelangte die Familie noch bis Riga, wurde dort jedoch von den deutschen Truppen eingeholt und kam ins örtliche Ghetto. An verschiedenen Arbeitsplätzen außerhalb des Ghettos eingesetzt, gehörte Salzman zu den wenigen lettischen Juden, die die Mordaktionen im November und Dezember 1941 überlebten, deren Hintergrund die ‚Freimachung‘ des Ghettos für Juden aus dem Deutschen Reich war. Wie viele andere Überlebende wurde Salzman beim Rückzug der Heeresgruppe Nord 1944 ins Deutsche Reich verschleppt, erst im März 1945 endete in Pommern seine Odyssee. Der junge Mann trat in die Rote Armee ein und zog nach einer oberflächlichen Ausbildung mit ihr weiter nach Westen. In Berlin engagierte er sich im amerikanischen Sektor für zionistische Gruppen, doch der lange Arm der sowjetischen Sicherheitsorgane bemächtigte sich seiner – am 3. Juli 1947 wurde er in einem der berühmten Dreier-Verfahren zu zehn Jahren Haft verurteilt und in ein Lager am Polarkreis gebracht.

Die Lebenswege der beiden Protagonisten werden dem Leser ohne jede kritische oder ergänzende Handreichung dargeboten, sie stehen im wahrsten Sinne des Wortes für sich.

Im Falle von Kozhewnikow kommt noch hinzu, dass die Darstellung durch das Prisma einer dritten Person erfolgt, so dass teilweise nur noch ein Faktengerüst vorhanden ist, wie das folgende Beispiel veranschaulicht: „Bei Stalingrad kämpfte Ruwim Kozhewnikow ungefähr anderthalb Monate. Er gehörte zu den wenigen Zugkommandeuren, die von diesem Schlachtfeld ohne wesentliche Verwundungen zurückkamen.“ (S. 30) Teilweise liest sich diese Vita wie eine erste Stoffsammlung, der das eigentliche Werk noch zu folgen hat.

Da beide Erinnerungen erst in den 1990er Jahren geschrieben wurden, halten manche Einzelheiten den historischen Tatsachen nicht stand. So entdeckte Salzman in Riga „leere Büchsen mit der Aufschrift Zyklon B“, die der Autor mit dem Einsatz von Gaswagen in Verbindung bringt. (S. 115) In Wirklichkeit fanden die Morde durch in die Fahrzeuge eingeleitete Autoabgase statt. Auch die Erwähnung des „Gestapomannes Otto Skorzeny“ (S. 163), um nur ein weiteres Beispiel zu nennen, hätte zumindest eines kurzen Kommentares bedurft. Diese editorischen Defizite (zu denen u.a. auch die fehlerhafte Transkribierung des Namens Ruvim Koževnikov zu zählen ist) kann auch das relativ ausführliche Literaturverzeichnis nicht wettmachen.

Aufgrund der doch gravierenden Mängel stellt sich die Frage nach der Sinnhaftigkeit dieser Publikation. Man wird eine Antwort allerhöchstens in einer Reverenz an die tragische Lebensgeschichte der beiden inzwischen verstorbenen Männer finden, wie die Herausgeberin in ihrer knappen Einführung formuliert: „Ich habe Salzman wie Kozhewnikow [...] kennen gelernt und bin fasziniert von ihrem Lebenswillen, ihrer Standhaftigkeit, ihrer Fähigkeit, auch in ausweglosen Situationen im Weiterleben noch einen Sinn zu sehen und entsprechend zu handeln.“ (S. 7)

Joachim Tauber, Lüneburg

**Marina Dmitrieva: Italien in Sarmatien. Studien zum Kulturtransfer im östlichen Europa in der Zeit der Renaissance, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2008, 328 S., Abb.**

Die Rezeption vor allem italienischer Renaissancekunst und der Kulturtransfer von Italien nach Ostmitteleuropa ist spätestens seit Jan Białostockis vergleichender Studie ein großes Thema der europäischen Kunst- und Kulturgeschichte.<sup>1</sup> Marina Dmitrieva greift dies in ihrer Darstellung, die sie mit Überlegungen zum Charakter einer Kunstregion Ostmitteleuropa einleitet, wieder auf. Entgegen dem etwas irreführenden Haupttitel behandelt das vorliegende Buch schwerpunktmäßig den Kunst- und Kulturtransfer aus Italien nach Polen (Krakau), Böhmen und Österreich; das ungarische Beispiel wird nur gestreift und in synthetisierenden Überlegungen berücksichtigt.

Dmitrieva gliedert die Darstellung in einen größeren Teil zu „Italienischen Künstlern in Polen, Böhmen und Rußland“ (S. 35-91) und vier Fallstudien zum Modell Italien: Dem Transfer des Konzepts einer Idealstadt am Beispiel von Zamość und Sabbionetta (S. 92-118), der Kunstpatronage Erzherzog Ferdinands II. in Prag und Innsbruck (S. 118-134), der Inszenierung von Herrschereinzügen in ostmitteleuropäischen Metropolen (S. 134-161)

1 Jan Białostocki: *The Renaissance Art in Eastern Europe: Hungaria – Bohemia – Poland*, Oxford 1976.

und der Ausbreitung der illusionistischen Fassadendekorationen des Sgraffito-Typs vor allem in Böhmen und Schlesien (S. 161-186). Am Schluss stehen weiterführende Überlegungen zum Transfer des italienischen Modells nach Ostmitteleuropa. Die gesamte Darstellung wird durch einen umfangreichen Abbildungsteil unterstützt, der vielfach aus seltenen Holzschnitten oder Gelegenheitsdrucken stammt und eine wertvolle Beigabe bildet.

Die einzelnen Teile besitzen eine sehr unterschiedliche analytische Tiefe: Zur Frage einer italienischen Einwanderung nach Ostmitteleuropa liegen monografische Untersuchungen vor,<sup>2</sup> die eher als der sektorale kunsthistorische Zugriff Dmitrievas die Vielfalt der italienischen Migration und deren Rahmenbedingungen erfassen. Zudem gelingt es der Autorin nicht, die Verbindungen zwischen italienischen Architekten und Kunsthandwerkern in Böhmen einerseits und Polen-Litauen andererseits aufzuzeigen. In der deutschen Forschung bisher wenig bekannt sind die frühen italienischen Einflüsse in der russischen Festungs-, Residenz- und Kirchenarchitektur (Uspenskij-Kathedrale und Kremlanlage in Moskau, Christi-Himmelfahrts-Kathedrale in Kolomenskoe), die stärker als die Tätigkeit der Italiener in Ostmitteleuropa auf gezielte Anwerbungen durch russische Diplomaten zurückgehen. Zwar wiederholt erwähnt, aber nicht diskutiert wird die militärtechnische Rolle der italienischen Baumeister, die in Polen-Litauen wie in Russland (oder in dem von den Osmanen bedrohten Ungarn) vor allem Festungsbauten errichten sollten. Kulturtransfer durch Militärtechnik? – diese Fragestellung verdient eine breitere Analyse.

Unter den vier Fallstudien ist einerseits die für ein deutsches Publikum neue Parallelisierung von Zamość und Sabbionetta hervorzuheben, andererseits die Analyse der ephemeren Kultur in den Herrschereinzügen in Prag, Wien und Krakau: Anhand der zeitgenössischen Festliteratur kann Dmitrieva glaubhaft machen, dass hier Rezeptionskanäle über den Habsburger- an den Wasahof verliefen.

Einige Fehler der Darstellung müssen benannt werden: So stammt der von Dmitrieva als Beleg für eine manchmal hervortretende Italophobie herangezogene „Tanz der polnischen Republica“ von Gabriel Krasiński nicht „aus der Mitte des 16. Jahrhunderts“ (S. 60), sondern aus den Jahren 1662–1669. Irreführend ist es, die Kiever Architektur der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in dem Kapitel „Die italienische ‚Episode‘ in Rußland“ zu präsentieren (S. 88 f.) und zu unterschlagen, dass Kiev zu dieser Zeit einen Teil Polen-Litauens darstellte und der Kulturtransfer unter gänzlich anderen Rahmenbedingungen stattfand.

Ärgerlich ist eine – allerdings akademisch weit verbreitete – andere Unsitte: Ein erheblicher Teil der Texte von Marina Dmitrieva erschien bereits zuvor in Sammelbänden und wird hier nur leicht verändert erneut abgedruckt, ohne dass dies im Text oder im Anhang angezeigt würde. Ihre Studien zu Herrschereinzügen und ephemerer Architektur,<sup>3</sup> zur Mo-

2 Wojciech Tygielski: *Włosi w Polsce XVI–XVII wieku* [Die Italiener in Polen im 16.–17. Jahrhundert], Warszawa 2005.

3 Marina Dmitrieva: *Ephemere Architektur in Krakau und Prag: Zur Inszenierung von Herrschereinzügen in ostmitteleuropäischen Metropolen*, in: Dies., Karen Lambrecht (Hrsg.): *Krakau, Prag und Wien. Funktionen von Metropolen im frühmodernen Staat*, Stuttgart 2000, S. 255-281; Marina Dmitrieva: *Ephemeral Ceremonial Architecture in Prague, Vienna and Cracow from the Sixteenth to the Early Seventeenth Centuries*, in: Ronnie Mulryne, Elisabeth Goldring (Hrsg.): *Court Festivals of the European Renaissance: Art, Politics and Performance*, Aldershot u.a. 2002, S. 363-390.

dellstadt Zamość<sup>4</sup> oder zur Italienrezeption<sup>5</sup> wurden bereits anderswo publiziert. Dies ist im Zeitalter von „publish or perish“ nicht selten, erforderlich wäre es jedoch zumindest, auf die Erstveröffentlichungen hinzuweisen. Aus diesem okkasionellen Charakter der Beiträge resultieren einige Wiederholungen und Inkonsistenzen – so wird etwa der wiederholt behandelte Bartholomeo Berrecci erst nach mehrfachen Erwähnungen im letzten Viertel des Bandes vorgestellt (S. 193-195).

Insgesamt präsentiert der Band einige interessante kunsthistorische Einzelstudien, die jedoch nicht hinreichend integriert werden und – auch wegen der fehlenden Berücksichtigung der literarischen und fachhistorischen Humanismusforschung – kein monografisches Ganzes bilden. Wertvoll ist der umfangreiche Abbildungsteil, der auch als Dokumentation für die Umsetzung der Renaissance in Ostmitteleuropa gelesen werden kann.

Hans-Jürgen Bömelburg, Gießen

- 4 Marina Dmitrieva: Zamość – eine Idealstadt? Italienrezeption am Ende der Jagiellonenzeit, in: Dietmar Popp, Robert Suckale (Hrsg.): Die Jagiellonen – eine europäische Dynastie. Kunst – Kultur – Geschichte an der Wende zur Neuzeit, Nürnberg 2001, S. 423-435.
- 5 Marina Dmitrieva: Case ... molto similia all'italiane: Italienrezeption und Kulturtransfer in Ostmitteleuropa im 16. Jahrhundert, in: Wolfgang Schmale (Hrsg.): Kulturtransfer. Kulturelle Praxis im 16. Jahrhundert, Innsbruck u.a. 2003, S. 231-246.

**Verena Dohrn: Jüdische Eliten im Russischen Reich. Aufklärung und Integration im 19. Jahrhundert, Köln: Böhlau Verlag 2008, 482 S.**

Im Sommer 1878 berichtete ein russischer Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung des Judentums“ (AZJ) in seinen „Petersburger Briefen“ vom Scheitern des Rabbinerseminar-Modells in Russland.<sup>1</sup> Fünf Jahre zuvor waren die von der zarischen Regierung eingerichteten Rabbinerseminare im litauischen Wilna und wolhynischen Zhitomir in Lehrerseminare umgewandelt worden. Der Korrespondent stellte fest, dass es Mitte des Jahrhunderts, als die Institutionen entstanden waren, einfach „noch nicht an der Zeit“ gewesen sei, „Rabbinerschulen zu eröffnen“. Die russische Zivilisierungs- und Bildungsmission gegenüber der jüdischen Bevölkerung bezeichnete er als „Kind rücksichtsloser Gewalt“. Den Juden unterstellte der Korrespondent hingegen eine „Abneigung gegen Bildung“, denn sie nähmen die neuartigen Bildungsinstitutionen ausschließlich als „Todfeind des Glaubens“ und als „Ketzerie“ wahr. Die Meldung des russischen Korrespondenten verdeckt indes die Tatsache, dass die zarische Regierung durch die Gründung der beiden Rabbinerseminare schneller mit ihrer Bildungsoffensive vorangeschritten war als etwa die deutsche. Bekanntlich entwickelten sich aber die preußisch-deutschen Rabbinerseminare – das konservative Jüdisch-Theologische Seminar in Breslau (gegründet 1854), die reformorientierte Berliner Hochschule für die Wissenschaft des Judentums (1872) und das ebenfalls in Berlin angesiedelte Orthodoxe Rabbinerseminar (1873) – zu den maßgebenden Institutionen für moderne Rabbinerausbildung und jüdische Gelehrsamkeit. Zugleich hob der Korrespondenzartikel der AZJ die besondere Ausgangslage der russisch-jüdischen Bildungseinrichtungen hervor,

1 F. G.: Petersburger Briefe. III., in: AZJ 42 (1878), H. 31, S. 485-490, bes. S. 488-490.

welcher Verena Dohrn in ihrem Buch nachgeht. Die zu besprechende Studie basiert auf der überarbeiteten und erweiterten Habilitationsschrift der Autorin, die im Frühjahr 2002 von der Philosophischen Fakultät der Universität Göttingen angenommen wurde.

Das erste Kapitel des Buches (S. 11-61) führt anhand der Quellenlage und der geographisch-sprachlich fragmentierten Forschungsstränge in die Themenkreise und Problemfelder der Haskalah, der jüdischen Aufklärung, und in die russisch-jüdische Geschichte im 18. und 19. Jahrhundert ein. Ebenso definiert die Autorin in dem einleitenden Kapitel das Ziel einer „kollektiven Biographie“ und Mentalitätsgeschichte und weist ihre Arbeit als „Beitrag zur Geschichte der Modernisierung“ im russisch-jüdischen Kontext aus (S. 13). Dies soll durch eine doppelte Perspektive erreicht werden: Einerseits stehen die jüdische Bevölkerung und insbesondere die jüdischen Aufklärer, die Maskilim, im Vordergrund, andererseits die Handlungs- und Sichtweise der zarischen Regierung (S. 23).

Im zweiten Kapitel (S. 62-123) stellt Dohrn die konkrete gesetzliche und sozialhistorische Ausgangslage der Rabbinerseminare in Wilna und Zhitomir dar. Deutlich wird dabei das Überwiegen staatlich gelenkter Neuerungen, die von den Maskilim befürwortet wurden. Die Reformen zeigten sich, in Hinsicht auf die jüdische Bevölkerung, vor allem im Bildungswesen, womit zugleich innerjüdische Reformbestrebungen unterstützt wurden. Die Zusammenarbeit zwischen Regierung und Maskilim erinnert an Galizien, wo sich bereits zeitlich früher eine ähnliche Allianz ergeben hatte.<sup>2</sup>

Im dritten Kapitel (S. 124-210) widmet sich Dohrn schließlich den Rabbinerseminaren in Wilna und Zhitomir, darüber hinaus den staatlich geförderten jüdischen Reformschulen, die sich später auch an Mädchen richteten. Die Rabbinerseminare, im westlichen Grenzgebiet des Reiches gelegen, waren 1847 auf Betreiben der zarischen Regierung und der Maskilim gegründet worden. Sie unterstanden dem Volksbildungsministerium und waren somit fest im Griff der russischen Behörden. Dennoch entwickelten sie eine rege Tätigkeit. Das Wilnaer Seminar, das bis 1914 bestand, brachte eine hebräischsprachige Beilage heraus und besaß eine Bibliothek. Wesentlich für dieses Seminar war auch seine Verbindung zur Gesellschaft für Aufklärung unter den Juden in Russland in St. Petersburg. Das Rabbinerseminar in Zhitomir war ähnlich dem Wilnaer organisiert, stand jedoch durch seine geopolitische und provinzielle Lage vor allem von Seiten der dort noch immer einflussreichen, traditionellen jüdischen Gelehrten stärker in der Kritik. Bei den ersten Pogromwellen gegen die jüdische Bevölkerung 1881/82 wurde das Seminar in Zhitomir zunächst zeitweise geschlossen. Dem folgte 1885 die endgültige Schließung wegen „Nutzlosigkeit“, so die offizielle Begründung der Behörden (S. 205), welche jedoch das Seminar wohl eher als revolutionären Brandherd wahrnahmen.

Verena Dohrn verfolgt aber nicht nur die Institutionengeschichte, sondern auch sozial- und kulturhistorische Aspekte der russisch-jüdischen Bildungseinrichtungen, indem sie zum Beispiel ausführlich auf den Alltag von Lehrern und Studenten eingeht. Hierzu gehört etwa der Umstand, dass lange Deutsch – die quasi ikonische Sprache der Aufklärung – und in Zhitomir zudem das Jiddische die vorrangigen Unterrichtssprachen der Rabbinerseminare

2 Vgl. Dirk Sadowski: *Haskalah und Lebenswelt. Herz Homberg und die jüdischen deutschen Schulen in Galizien 1782–1806*, Göttingen 2010. Zur Charakterisierung des Emanzipationsmodells s. Jakob Katz: *Aus dem Ghetto in die bürgerliche Gesellschaft. Jüdische Emanzipation von 1770–1870*, Bodenheim 1986, S. 188.

bildeten. Erst nach dem Polnischen Aufstand im Jahr 1863 wurde Russisch in den Seminaren und Schulen als Unterrichtssprache obligatorisch.

Das vierte Kapitel (S. 211-322) vertieft die institutionelle, sozial- und kulturhistorische Darstellung mittels der Erläuterung der Curricula der Seminare und Schulen, damit der Inhalte der jüdisch-theologischen und allgemeinen Unterrichtsfächer. Ziel des Unterrichts war die Heranbildung einer neuen Elite, die sowohl dem russischen Staat loyal gegenüberstehen als auch zur Bildung einer modernen jüdischen Identität beitragen sollte.

Im fünften und letzten Kapitel (S. 323-400) betrachtet Verena Dohrn die „neuen jüdischen Eliten im Russischen Reich“, das heißt die Berufswege der Absolventen als Rabbiner und Lehrer, die Tätigkeit der Absolventen in staatlichen Behörden als Zensoren und jüdische Experten oder als freiberufliche Ärzte und Anwälte. Bereits in der Kapitelüberschrift bescheinigt die Autorin der staatlich gelenkten Bildungsoffensive gegenüber der jüdischen Bevölkerung im Russischen Reich einen gewissen Erfolg. Unter Berücksichtigung der Wandlungsprozesse unternimmt Dohrn am Ende des Kapitels den Versuch einer Typologie der russisch-jüdischen Elite von den Maskilim bis zu den neuen Bildungseliten.<sup>3</sup>

In den „Schlussbemerkungen“ (S. 401-407) rekapituliert Dohrn den Weg der schrittweise gewährten jüdischen Emanzipation, die ungeachtet ihrer Ähnlichkeit zur Entwicklung in Mitteleuropa eigene Formen und Konsequenzen ausprägte. Trotz der vergleichsweise raschen Einrichtung der Rabbinerseminare, denen sich Schulgründungen erst später anschlossen, setzten die Veränderungen und Strukturreformen im Russischen Reich im Vergleich zu West- und Mitteleuropa mit fast einem halben Jahrhundert Verzögerung ein. Außerdem schwankte die russische Regierung in ihrem Verhalten stark gegenüber den neuen jüdischen Eliten: Zunächst förderte sie den Ausbau der Bildungseinrichtungen und die dualen Curricula aus allgemeinen und jüdischen Fächern, schließlich aber, seit 1873 und vor allem in den 1880er Jahren, versagte sie den modernen russisch-jüdischen Gelehrten ihre Unterstützung. Damit erhielt und förderte die russische Regierung ein Nebeneinander von traditionellen jüdischen Gemeindeautoritäten und neuen Eliten. Am Ende stand nicht die Integration, ebenso wenig eine teilweise Integration, sondern vielmehr, wie Dohrn es abschließend bezeichnet, ein „komplexer Modernisierungsprozess“ (S. 406).

Indem Verena Dohrn dieses detailreiche Bild schafft und belässt, ist es ihr möglich, den Beitrag der russischen Maskilim und die Bedeutung der Absolventen der Rabbinerseminare für die jüdische Bevölkerung in Russland hervorzuheben. Die Rabbinerseminare in Wilna und Zhitomir bezeichnet die Autorin schon in ihrer Einführung als „Übergangsphänomen“ mit großem Wirkungsradius (S. 13). Ebenso betont sie, dass die zarische Regierung durchaus zunächst ernst gemeinte Reformen einleitete und half, eine säkulare neue jüdische Elite heranzubilden. Dass neben der russisch-jüdischen Bildungsreform von außen die Emanzipationsbestrebungen von innen eher maskilisch – also anders als die zur gleichen Zeit in Mittel- und Westeuropa blühende „wissenschaftliche“ moderne jüdische Gelehrsamkeit der Wissenschaft des Judentums – geprägt waren, überrascht kaum. Vielmehr bestätigt es Dohrns Plädoyer, dass die russisch-jüdische Aufklärung und Emanzipation einen eigenen, zeitlich späteren und noch schwierigeren Weg nahm. Das Prinzip „Integration durch Leis-

3 In ähnlicher Weise typisierte Carsten Wilke jüdische Theologiestudenten des Vormärz, vgl. Carsten Wilke: *Den Talmud und den Kant. Rabbinerausbildung an der Schwelle zur Moderne*, Hildesheim 2003, S. 549-566.



tung“ galt im Russischen Reich einmal mehr, und mehr noch als in Mitteleuropa verhielt sich die zarische Regierung inkonsequent der jüdischen Bevölkerung gegenüber. Die Bürgerpflichten überwogen eindeutig die Bürgerrechte (S. 123). Die im Buch vorgestellten Biografien veranschaulichen diese Bedingungen und Wahrnehmungen der russisch-jüdischen Bildungsgeschichte im 19. Jahrhundert besonders. Jenseits der Institutionen- und Bildungsgeschichte liefert Verena Dohrns Buch durch die Aufstellung der Seminarabsolventen im Anhang und einer Bildstrecke mit Porträts der herausragenden Akteure in der Mitte des Bandes einen gleichsam enzyklopädischen Überblick über die zahlreichen wichtigen Figuren diesen Teils der russisch-jüdischen Beziehungsgeschichte. Als 1992 ein Band zur Geschichte der Jüdischen Studien in Europa – eigentlich ein Abriss der Geschichte der Rabbinerseminare – erschien, musste auf Grund des fehlenden Zugangs zu russischen Archiven bis Mitte der 1990er Jahre die Darstellung der Seminare in Wilna und Zhitomir sowie ihrer Akteure noch ausbleiben.<sup>4</sup> Dieses Forschungsdefizit aber hat Verena Dohrn mit ihrer Studie endlich geschlossen.

Mirjam Thulin, Frankfurt a.M.

4 Vgl. Julius Carlebach (Hrsg.): Wissenschaft des Judentums. Anfänge der Judaistik in Europa, Darmstadt 1992.

**Erich Donnert, Edgar Hösch: Altrussisches Kulturlexikon, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2009, 248 S.**

Die Informationen dieses Nachschlagewerkes beziehen sich auf die Zeit vom 9. bis zum 17. Jahrhundert, also auf die Epoche zwischen der Entstehung des Reiches von Kiev und der Ablösung des Moskauer Zarenreichs durch das von Peter dem Großen begründete Russländische Imperium. Die russische Kultur dieser langen Epoche war bekanntlich sehr weitgehend von Byzanz geprägt, bis namentlich im 17. Jahrhundert die Rezeption westlicher Kulturelemente bedeutsam wurde. Werke der Architektur, der Ikonenmalerei, der Chronistik und weiterer Bereiche kultureller Aktivität zeugen aber bereits für das Mittelalter von eigenem Schöpferum in Russland. Zweifellos ist es überaus sinnvoll, die Kenntnis dieses im Westen relativ wenig beachteten Teils der europäischen Hochkultur und zugleich die der russischen Volkskultur zu fördern. So war es an sich verdienstvoll, dass Erich Donnert, seinerzeit Osteuropahistoriker an der Universität Halle-Wittenberg, im Jahre 1985 am Bibliographischen Institut Leipzig ein „Altrussisches Kulturlexikon“ veröffentlichte, das bereits 1988 unverändert in zweiter Auflage erschien und in zahlreichen öffentlichen Bibliotheken Ost- und Westdeutschlands greifbar aufgestellt wurde. Leider erfüllte dieses Werk aber nur begrenzt die vom Titel geweckten Erwartungen. Sein dürftiges Vorwort sagte nichts über den zugrunde gelegten Kulturbegriff. Viele Lemmata, die unbedingt in ein Kulturlexikon gehören, fehlten, während Kriege, sonstige Einzelereignisse und politisch wirkende Persönlichkeiten stark vertreten waren, was selbst mit der weitestmöglichen Auffassung von Kultur nicht vereinbar war. Die Artikel boten keine weiterführende Literatur. Erklärtermaßen sollte ein breiter Benutzerkreis angesprochen werden; dem diente auch die reiche, aber kaum kommentierte Bebilderung des Bandes.

Das vorliegende Werk, das im Vorwort als dritte Auflage gekennzeichnet wird, ist außerordentlich stark verändert. Vorangestellt sind jetzt gedruckte und digitale Hilfsmittel, und auch die einzelnen Sach- und Personenartikel des Lexikons bieten weiterführende bibliografische Hinweise. Vor allem aber trat mit dem Münchner Ost- und Südosteuropahistoriker Edgar Hösch ein besonders kompetenter Mitarbeiter und -herausgeber hinzu, der wichtige neue Artikel einbrachte. Dazu gehören Byzanz, Hesychasmus, Höfische Kultur, Kirchenrecht, Mönchtum und andere mehr. Erst durch die Beiträge von Hösch kommen der Glauben und die Kirche in ihrer grundlegenden Bedeutung für die altrussische Kultur zu ihrem vollen Recht. Seine Artikel sind ebenso wie gehaltvolle Beiträge, die von beiden Autoren gemeinsam unterzeichnet sind, mit besonders reichen Literaturangaben, auch solchen in russischer Sprache, versehen. Dem Lexikon kommt damit eine neue Qualität zu, und es ist nun auch für den Forscher sehr interessant. Dass die Zahl der Abbildungen in der neuen Auflage stark reduziert ist, stört dabei nicht.

Die meisten Artikel sind allerdings mit nur geringen Änderungen aus den ersten Auflagen übernommen. Damit fehlt es dem Werk an Einheitlichkeit. Ausgezeichnete Beiträge zur altrussischen Kultur stehen mitunter neben phrasengesättigten wie beispielsweise dem über Feofan Grek, über dessen expressiven Malstil kein Wort verloren wird, oder neben überflüssigen bzw. überdimensionierten wie dem zwei ganze Seiten beanspruchenden Artikel über den Moskauer Strelitzenaufstand von 1682. Außerdem muss gesagt werden, dass man weiterhin Lemmata vermisst. Dazu gehören Abendland, Apokryphen, Bibel, Bibliothek, Doppelglaube, Holzschnitt, Kupferstich und nicht wenige weitere. Auch beginnt bereits im ersten Artikel eine Reihe von Fehlern, denn der dort behandelte Reformpolitiker der Mitte des 16. Jahrhunderts Aleksej Adašev war kein Geistlicher, also kein „Protopope“ einer Kathedrale des Moskauer Kreml. Die Bildunterschriften sind ebenfalls nicht immer zutreffend. So findet man ein Bild von der Deutschen Vorstadt von Moskau, das – schon am Architekturstil erkennbar – aus dem frühen 18. Jahrhundert stammt, auf das Jahr 1663 datiert (S. 53).

Auf jeden Fall beruht aber das Lexikon in seiner jetzigen, grundlegend verbesserten Form auf einer großen und sehr anerkennenswerten Arbeitsleistung. Vielleicht ist ja die Geschichte dieses wichtigen Nachschlagwerkes mit der vorliegenden Ausgabe noch nicht abgeschlossen. Um die Vielfalt der altrussischen Kultur perfekter zu präsentieren, wäre jedoch eine Beteiligung noch weiterer Autoren angebracht.

Norbert Angermann, Buchholz i.d. Nordheide

**Inken Dose: Nationale Minderheiten im Ostseeraum. Geschichte und Gegenwart, Identität und territoriale Anbindung, Berlin: Berliner Wissenschaftsverlag GmbH 2011, 490 S.**

Die Ostsee, das *mare nostrum* der EU, vereint längst Küstenanrainer in Kooperationszusammenhänge und eine Vielzahl von Organisationen, Regimen und Initiativen, wie sie in dieser Dichte sonst in keiner anderen europäischen Region zu finden sind. Zugleich weist der Ostseeraum mit seiner Vielfalt an unterschiedlichen Völkern, Sprachen, historischen Erfahrungen und Kulturen auch Kriege, Konflikte und Wandlungen auf, die, wie die Autorin des vorliegenden Buches hervorhebt, tiefgreifende politische und gesellschaftliche Veränderun-

gen zeitigten und „ethnische Gruppen, die einmal die Bevölkerungsmehrheit oder politische Elite darstellten, zu nationalen Minderheiten“ werden ließen. Diesem Phänomen geht Inken Dose im vorliegenden Buch, der überarbeiteten Version ihrer Berliner Dissertation, nach. Dazu hat sie sich die deutsche Minderheit in Dänemark, die finnische Minderheit in Schweden, die schwedische Minderheit in Finnland sowie die russischsprachigen Minderheitengruppen in Estland und Lettland ausgesucht. Ihre Auswahl begründet sie mit dem recht hohen Anteil an nationalen Minderheiten in den beiden baltischen Republiken und dem umgekehrten Fall, nämlich Minderheitengruppen mit einem Bevölkerungsanteil von unter 6% in den skandinavischen Staaten. Die wichtigste Gemeinsamkeit besteht dabei in der Tatsache, dass in den genannten Staaten die Minderheiten im Spannungsverhältnis zweier Nationalitäten, Sprachen und Kulturen zu leben haben.

Was alle fünf Staaten verbindet, ist dabei die organisatorische Stärke ihrer Minderheiten bzw. deren Rückhalt durch einen Patronagestaat. Außerdem betrachtet es die Verfasserin als heuristisch fruchtbar, den westlichen Ostseestaaten zwei östliche Ostseeanrainer gegenüberzustellen, wobei sie davon ausgeht, dass sich die rechtliche Situation der viel länger Schutz genießenden westlichen Gruppen deutlich von der in den baltischen Staaten unterscheidet. Des Weiteren lautet ihre Hypothese, dass Europäisierung und Regionalisierung einen positiven Einfluss auf die Situation der Minderheiten hätten und multiple Identitäten unterschiedlicher Ausprägung deren Lebenswirklichkeit beeinflussen würden. Vor allem möchte die Verfasserin aber herausfinden, wie die Geschichte der Minderheiten mit ihren Wandlungsprozessen deren Identität und Anbindung an Wohnort bzw. Territorium bestimmte und bestimmt.

Die Arbeit ist komparatistisch angelegt, verzichtet auf theoretisches Wortgeklingel und verfolgt einen grundsätzlich chronologisch ausgerichteten historischen Ansatz, der sich auch auf kultursoziologische und politologische Analysen zu Identität, Nation, Region etc. stützt. Neben der einschlägigen Fachliteratur, neben Dokumenten und Vertragswerken zum Minderheitenschutz hat Dose auch Umfragen und Experteninterviews für ihre Untersuchung herangezogen, die sie allerdings selbst als nicht repräsentativ bezeichnet und die daher nur zur groben Orientierung tauglich sind oder als Trend interpretiert werden können. Hier wird ein gewisses Defizit deutlich, das künftiger Forschung als Anreiz dienen sollte.

Gegliedert ist die Untersuchung in acht größere Abschnitte. Einem englischen Abstract und der knappen Einleitung folgt zunächst ein Kapitel über Definition und Begriff von nationalen Minderheiten in den nordeuropäischen und baltischen Staaten. Hier geht es um nationale und internationale Normen des Minderheitenschutzes, deren Anwendung in den einzelnen Staaten und um die jeweilige Staatenpraxis. Dabei geht die Autorin auch auf Verhaltensweisen und Einstellungen der Nationalitätengruppe gegenüber den von den Staaten geforderten oder erwarteten Anpassungsleistungen zwischen Assimilierung und Segregation ein. Sie hebt den Wandlungsprozess von der „mehrkulturellen Politik der kulturellen Toleranz“ hin zur „multikulturellen Gesellschaft“ (S. 43) der Gegenwart in Skandinavien hervor und skizziert die Modelle staatlicher Minderheitenpolitik, in denen auch die Rolle externer Patronagestaaten, die Internationalisierung der Minderheitenfragen durch eine entsprechende weltweite Öffentlichkeit und der Einfluss internationaler Organisationen kurz angesprochen werden.

Auch das dritte und vierte Kapitel sind der Begriffsklärung gewidmet. Auf wenigen Seiten werden Staat, Nation und Region in Minimaldefinitionen vorgestellt, der von dem Stalins

nicht weit entfernte Nationsbegriff von A.D. Smith erklärt sowie die rechtlichen Dimensionen von Staatsbürgerschaft und EU-Unionsbürgerschaft skizziert. Identifikation und Formen von Identität werden sodann im Spannungsfeld zwischen Kultur in ihren komplexen Erscheinungsformen und ethnischer Selbstzuschreibung bzw. Fremdzuschreibung gezeigt. Sie sind so wenig stabil wie regionale Identitäten oder Vorstellungen von einer europäischen Gemeinschaft, wobei die Verfasserin zu Recht darauf hinweist, wie sehr die Entwicklung einer spezifischen regionalen Identität im Ostseeraum abhängig von der auf mehreren Ebenen stattfindenden Kooperation der Anrainerstaaten ist – und man kann anfügen: von den Vorteilen, die vor allem die Menschen im östlichen Teil der Großregion davon haben bzw. sich versprechen.

Der Entstehung der Nationalstaaten bzw. der vormodernen Staaten und ihren Minderheiten ist eines der zentralen Kapitel gewidmet, in dem die Autorin zunächst die Geschichte der skandinavischen Staaten und deren wechselnde territoriale Gestalt bis in das 20. Jahrhundert nachzeichnet und die Auswirkungen für die einzelnen Bevölkerungsteile infolge politischer, administrativer und ökonomischer Wandlungsprozesse veranschaulicht. Hier finden vor allem auch die zahlreichen Migrations- und Ansiedlungsprozesse von Finnen und Schweden innerhalb des schwedischen Reichsverbandes bis zur Abspaltung Finnlands ausführliche Würdigung. Als eine der Besonderheiten dieser Entwicklung wird dabei hervorgehoben, dass etwa im Norden Schwedens oder auf den Åland-Inseln die Minderheit die Mehrheitsbevölkerung stellt. Dies hat aus unterschiedlichen Gründen, auch aus strategischen, und infolge internationaler Einmischung zur Gewährung weitreichender Autonomierechte für die Inschweden geführt, deren Sonderbewusstsein nachhaltig gestärkt wurde und schließlich in einer weitgehenden Institutionalisierung von Machtbefugnissen resultierte. Dass dabei die Tatsache der immer wieder auch von außen bedrohten Unabhängigkeit des jungen finnischen Staates eine nicht zu unterschätzende Rolle gespielt hat, lässt Doses Darstellung deutlich werden.

Ganz anders gestaltete sich die Minderheitensituation in Estland und Lettland, die seit dem Mittelalter von Fremdherrschaft und wechselnder staatlicher Zugehörigkeit bestimmt wurde, wie die Verfasserin, gestützt auf die einschlägige Literatur, ausführt. Dass der Minderheitenschutz in den unabhängig gewordenen Republiken der Zwischenkriegszeit ganz wesentlich zur Stabilisierung der jungen Staatsgebilde beitrug, lässt die Darstellung in Ansätzen erkennen. Die dabei erbrachten Anpassungsleistungen der einzelnen Gruppen werden dagegen von ihr genauso wenig thematisiert wie die Unterschiede, welche die jeweilige Situation in den baltischen Republiken kennzeichneten.

Sehr ausführlich wird im umfangreichsten sechsten Kapitel die Minderheitenpolitik der genannten Staaten in der Gegenwart behandelt, wobei die Bestimmungen über rechtliche, politische und kulturelle Schutzmaßnahmen der EU als Hinleitung dienen. Vor diesem Hintergrund untersucht die Autorin jeweils die Situation der deutschen Minderheit in Dänemark, der finnischsprachigen Minderheiten in Schweden, der Schwedischsprachigen in Finnland sowie der russischsprachigen Minderheiten in Estland und Lettland. Dabei werden die historischen Spezifika der einzelnen Bevölkerungsgruppen, ihre Bezeichnung, ihre räumliche Verteilung, die wichtigsten Etappen der Institutionalisierung des Minderheitenschutzes sowie die wichtigsten Abkommen, gesetzlichen Regelungen, Einrichtungen und Antidiskriminierungsstrategien aufgeführt und kritisch bewertet. Zu den Vorzügen dieser Passagen zählt nicht nur die Fülle der hier präsentierten Informationen und Einblicke in die jeweili-

gen regionalen und lokalen Verhältnisse, sondern darüber hinaus auch der Versuch, diese aus unterschiedlicher Perspektive zu beleuchten. Dem dienen auch die Wiedergabe von Binnendiskursen und Umfrageergebnissen sowie Angaben über Organisationsquoten der Minderheitenangehörigen.

Ein eigener Abschnitt ist der Frage nach Identität und territorialer Anbindung gewidmet, da sich der Bezug von Minderheiten auf ein bestimmtes Territorium als Heimat, Zuhause oder als „Ort des Beheimatetseins“ (S. 342) auf verschiedene Gebiete und Lokalitäten beziehen kann, wie Dose unterstreicht. Dabei können auch kognitive Regionen außerhalb eines Nationalstaates und ohne feste Grenzen insofern eine wichtige Rolle spielen, als ein intersubjektives Verständnis von Gemeinschaft, neuer Heimat, Wohlbefinden und entsprechender Zuordnung sozusagen neue Wirklichkeiten schafft. Die Möglichkeiten der Verortung können daher dementsprechend sowohl in einem andersnationalen „Wohnstaat“, in einer bestimmten Region oder sogar der EU als Heimat liegen. Doses Untersuchungen zeigen dazu einen deutlichen Unterschied zwischen der deutschen Minderheit in Dänemark und der schwedischsprachigen in Finnland einerseits sowie den russisch- bzw. slavischsprachigen Bevölkerungsgruppen in Estland und Lettland andererseits. Für erstere ist jeweils die Region – also Nordschleswig, Åland-Inseln – als Wohnort ein wichtiger Bezugspunkt für die territoriale Anbindung. Dagegen zeigen Erhebungen der Autorin zur russischsprachigen Bevölkerung in den genannten Nachfolgestaaten der Sowjetunion, dass das Baltikum als transnationale Region so gut wie bedeutungslos ist, während für die Minderheit in Estland die Ostseeregion und Nordeuropa eine größere Bedeutung haben. Dose schließt daraus, dass der EU-Beitritt ihrer Wohnstaaten Dänemark und Finnland weniger Auswirkungen auf die Situation und Identität der Minderheiten hatte als hingegen in Schweden und in den beiden baltischen Republiken. Gerade in den Letztgenannten bedeutete das Ende der Sowjetunion die Umkehrung des Mehrheits-Minderheits-Verhältnisses und tiefgreifende politische wie gesellschaftliche Umstrukturierungen. Aufgrund der daraus resultierenden Probleme und Konflikte mussten sich die Hoffnungen eines großen Teils der Russischsprachigen auf die EU richten, die inzwischen maßgeblich zur Verbesserung der Minderheitensituation in den genannten Staaten beigetragen hat – neben der Charta für Regional- und Minderheitensprachen und dem Rahmenübereinkommen zum Schutze nationaler Minderheiten des Europarats von 1998.

Abgeschlossen wird das Kapitel mit einer Diskussion, ob und inwieweit die Minderheitenprobleme durch die Gewährung von Autonomierechten gelöst werden könnten. Hier rekapituliert die Autorin sozusagen die in den vergangenen zwei Jahrzehnten vor allem im Europarat diskutierten Argumente und Überlegungen. Sie kommt aber zu ganz anderen Schlüssen, wenn sie die Meinung vertritt, dass die Autonomieregelung auf den Åland-Inseln Modellcharakter für eine erfolgreiche Konfliktbeseitigung besitze, obwohl sie zuvor *expressis verbis* von einem „speziellen Fall“ (S. 376) gesprochen hat. Gerade in Straßburg hat man sich von Lösungen via Territorialautonomie rasch verabschiedet, weil sie im gesamten mittel- und osteuropäischen Raum auf massive Ablehnung gestoßen sind.

Im letzten Kapitel werden unter der Überschrift „Europa und die Ostseeregion“ die Regionalisierungsprojekte in der EU unter dem Aspekt ihrer Tauglichkeit im Kontext der Minderheitenfrage untersucht. Hier wird mit dem Verweis auf das Subsidiaritätsprinzip die Regionalisierung auch als ein Weg zur Beseitigung von Demokratiedefiziten innerhalb der EU betrachtet. Gestützt auf die einschlägige Literatur zum Thema unterstreicht Dose, wie

sehr sich das Konzept des „Europa der Regionen“ und dessen Umsetzung vorteilhaft für die EU erwiesen habe, zumal es auch in der Bevölkerung der EU-Mitgliedstaaten positive Resonanz gezeitigt habe. Sie zitiert dazu Eurobarometer-Umfragen, denen zufolge gerade auch in Nordeuropa regionale, transnationale Kooperation pflegende Gebietskörperschaften ein höheres Ansehen genossen als nationale Regierungen. Zudem biete die grenzüberschreitende Zusammenarbeit für die Minderheiten in den Grenzregionen die Chance, ihren politischen Einfluss zu steigern – zur nachhaltigen Verbesserung des Minderheitenschutzes.

Aus dem bisher Dargelegten ergibt sich natürlich die Frage, welche Bedeutung der Ostseeraum tatsächlich für die Identitäten, besonders die europäische Identität der Minderheiten hat. Die dazu durchgeführten Erhebungen zeigen erwartungsgemäß, dass die nachgefragten Identitätsebenen (Europa, regionale, lokale Identität) kein einheitliches Muster erkennen lassen. Es ist sicherlich auch nicht verwunderlich, dass „bei allen Befragten die Anbindung an die eigene Ethnie und/oder den Wohnort an erster oder zweiter Stelle“ (S. 414) steht, wie die Autorin resümierend feststellen muss.

Zusammenfassend kommt Dose in ihren Untersuchung zu dem Ergebnis, dass nicht die nationalen Minderheiten in den westlichen Ostseestaaten größere Ähnlichkeiten teilen und sich vor allem damit von denen in Estland und Lettland unterscheiden, sondern die Minderheiten in Dänemark und Finnland, die auf eine viel weiter zurückreichende Anerkennung ihrer Sonderrechte zurückblicken als die übrigen Gruppen. Alle profitieren, wenn auch in unterschiedlichem Maße, von der EU-Mitgliedschaft ihrer Wohnstaaten. Vielleicht hat auch dies dazu beigetragen, dass keine der untersuchten Gruppen „Segregation oder eine Wiedervereinigung mit ihrem *external national homeland* oder *kin state*“ anstrebt (S. 417). Auch erweiterte Autonomie gehört nicht zu den Forderungen aller Minderheitenangehörigen. Zudem zeigt die territoriale Anbindung unterschiedliche Formen, die sich ebenfalls aus der Geschichte erklären lassen.

Ganz richtig schätzt die Autorin die Zukunftsängste der von ihr ausgewählten Gruppen ein. Während in den skandinavischen Staaten die Minderheiten eine Abnahme der Sprachkompetenz ihrer Angehörigen befürchten, ist es bei den Russischsprachigen in den baltischen Republiken die Furcht, sprachlich und gesellschaftlich marginalisiert zu werden. Nichts entgegenzusetzen ist auch der Einschätzung, dass sich das lange belastete Verhältnis zwischen Deutschsprachigen und Dänen in Nordschleswig zu entspannen begonnen hat, die Integration der Minderheiten in Estland und Lettland aber noch in den Anfängen steckt.

Die Erkenntnisse, die uns Inken Dose liefert, sind nicht überraschend. Ihr Buch ist dessen ungeachtet aber ein wichtiger Beitrag zur Minderheitenforschung. Zum einen bezieht es die Bedeutung der historischen Dimension bei der Betrachtung von Minderheiten systematisch mit ein und beleuchtet damit die vielfältigen Wandlungsprozesse, in deren Folge aus Mehrheiten Minderheiten werden und *vice versa*. Außerdem wird dem Leser damit auch ein Handbuch zur Geschichte der Minderheitenpolitik und ihrer Institutionalisierung in Skandinavien geliefert. Zum anderen zeigt der komparative Ansatz, dass sich die Situation von Minderheiten weder in der zeitlichen noch in der räumlichen Dimension parallelisieren lässt. *Last but not least* kann man die in dem Buch gewonnenen Erkenntnisse auch als eine Bestätigung für die positiven Folgen einer nachhaltigen Europäisierung der Ostseeregion betrachten.

Rudolf A. Mark, Lüneburg

**Maciej Górny: „Die Wahrheit ist auf unserer Seite“. Nation, Marxismus und Geschichte im Ostblock, Köln u.a.: Böhlau Verlag 2011, 440 S.**

Wie das gesamte Gesellschaftssystem unterlagen Universitäten und Akademien nach dem Zweiten Weltkrieg einer grundlegenden Umgestaltung und Zentralisierung durch Sowjetisierung. Dies gilt in besonderem Maße für die Geschichtswissenschaft, die auch als Legitimationswissenschaft verstanden wurde und daher den ideologischen Vorgaben der Stalinisierung folgen musste. Jedoch gab es durch den Rückgriff auf jeweilige nationale Traditionen Möglichkeiten, eigene Akzente zu setzen, die bislang weder umfassend noch in vergleichender Perspektive analysiert worden sind. Gerade diese vergleichende Perspektive eröffnet neue Einblicke und Erkenntnisse, die aus den bisher gängigen Untersuchungen, die die Abhängigkeiten von den Moskauer Vorgaben in den Vordergrund setzen, nicht zu erhalten sind.

Bei diesem Befund setzt die vorliegende Übersetzung der Warschauer Dissertation an. Leitfrage der preisgekrönten Studie Maciej Górny's ist diejenige nach der geschichtswissenschaftlichen Entwicklung in Ostmitteleuropa gerade unter dem Aspekt, welchen Spielraum und Besonderheiten es jeweils und welche Vernetzungen es untereinander gab. Hierbei stehen nicht die „vertikalen“, sondern die „horizontalen“ (S. 18 f.) Kontakte und Verflechtungen im Vordergrund. Beachtenswert ist auch das Quellenkorpus, das wiederum Rückschlüsse auf die Intentionen der Studie ermöglicht: Im Wesentlichen konzentriert sich der Verfasser auf veröffentlichte historische Studien, teilweise auch auf diejenigen, die populärwissenschaftliches Niveau haben, während er nur in geringem Umfang auf Parteidokumente zurückgreift, auch wenn er immer wieder die richtungweisenden Aussagen der Parteiführungen als Grundlage für die Entwicklungen nutzt. Ziel ist es herauszustellen, in welchem Umfang die marxistische Historiografie die jeweiligen Traditionen nutzte und welche Kontinuitätslinien erhalten blieben. Ihm geht es damit um eine „vollständigere Perspektive“ (S. 19) der marxistischen Geschichtswissenschaften.

Um die jeweiligen Spezifika und Gemeinsamkeiten herauszuarbeiten, untergliedert Górny seine Studie in drei Hauptkapitel, die jeweils vergleichend angelegt sind, wobei jedoch der Blick auf Polen als Ausgangspunkt der Erörterungen gewählt wird. Die für die Studie gewählten Zäsuren folgen den gängigen, so dass er für Polen die Jahre 1948/49 bis 1956, für die DDR 1949 bis Ende der 1960er Jahre und für die Tschechoslowakei die Jahre zwischen 1948 bis 1963 als zeitlichen Rahmen seiner Analyse setzt.

Im ersten Hauptkapitel untersucht der Verfasser die Entwicklung der Institutionen, deren Personal und der Geschichtswissenschaften in den ersten Nachkriegsjahren und deren Stalinisierung seit Ende der 1940er Jahre. Hierbei stellt er nicht nur die Institutionengeschichte in den Vordergrund der Überlegungen, sondern auch die der Diskussionskultur, der wichtigsten Fachzeitschriften und nicht zuletzt die Entwicklung der wichtigsten Lehrbücher. Somit arbeitet er heraus, dass es trotz aller Unterschiede in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung den marxistischen Historikern nicht darum ging, den Leser und ideologischen Gegner zu überzeugen, sondern „einen bestimmten Bereich der geltenden Geschichtsauffassung [zu] dominieren und monopolisieren“ (S. 133). Diese These führt Górny im zweiten Hauptkapitel weiter aus, indem er den Einfluss des Marxismus auf den Einfluss und letztlich auch auf die Rezeption der historischen Traditionen in den drei Staaten untersucht. Hierbei greift er notwendigerweise auf die Entwicklungen seit dem 19. Jahrhundert zurück.

Der Verfasser stellt jedoch fest, dass durch die ständige Betonung der Innovationskraft der marxistischen Geschichtsschreibung nur auf wenige Historiker und Aspekte der jeweiligen nationalen Tradition zurückgegriffen werden konnte, ging es doch letztlich immer um eine Analyse der Geschichte aus der Perspektive der Volksmassen. Somit rundet Górný seine Studie mit einer problembezogenen Analyse der marxistischen Neuinterpretation der Nationalgeschichten ab. Diese fokussierte sich jeweils – entsprechend dem marxistischen Geschichtsbild – auf die jeweiligen Umbrüche bzw. Umbruchversuche, die als Schlüsselereignisse für eine Weiterentwicklung der Gesellschaft verstanden wurden. Gerade die Endphase des Ersten Weltkriegs und die nachfolgende Staatsbildung und der polnisch-sowjetrussische Krieg wurden mit einem starken Bezug auf die Oktoberrevolution interpretiert, wobei für die DDR-Geschichtsschreibung auch die Novemberrevolution in Deutschland ein wichtiger Bezugspunkt gewesen sei, die als Bindeglied zur Oktoberrevolution genutzt wurde.

Insgesamt arbeitet Górný in seiner detail- und kenntnisreichen Studie Gemeinsamkeiten, Kontinuitätslinien im historischen Denken wie auch Brüche und Neuanfänge heraus. Die Gemeinsamkeiten erklärt der Verfasser mit den gemeinsamen methodologischen Annahmen, der analogen Situation der Historiker und historischen Erfahrungen in Ostmitteleuropa allgemein, wobei er aber nochmals die deutschen Vertreter des Historismus als wichtige Anregung der marxistischen Geschichte wie auch die „Vorteile einer starken, am besten nationalen Macht“ (S. 383) herausstellt. Jedoch sei das jeweilige Erbe der nationalen Geschichtsschreibung unterschiedlich bewertet worden. Insofern bestimmten die marxistischen Vorgaben einerseits die Methodologie, andererseits auch die Themenwahl. Jedoch stellt der Verfasser überzeugend fest, dass es unerlässlich gewesen sei, um quantitativ und qualitativ hochwertige Forschungsergebnisse zu erreichen, mit nicht-marxistischen Historikern zu kooperieren. Somit kommt er abschließend zum Schluss, dass im polnischen, slowakischen und tschechischen Falle nicht nationale Werte bedroht gewesen seien, sondern die Qualität des Denkens über die (eigene) Geschichte. Zugleich ermögliche der Vergleich mit diesen Historiografien ein erweitertes Verständnis der DDR-Geschichtsschreibung, so dass für Górný das bisher gängige Bild von dieser als Befehlsempfänger Moskaus im deutsch-deutschen Kampf zu vereinfachend und einseitig ist. Abschließend konstatiert er eine „vielstimmige Kontinuität“ (S. 398), die mit institutionellen Veränderungen und einem „katastrophalen Wandel“ der Diskussionskultur in den verglichenen Ländern einhergegangen sei. Mit diesen sehr lesenswerten Thesen gelingt es ihm nicht nur, einen zentralen Beitrag zur Historiografie der drei Staaten nach 1945 zu verfassen, sondern – wie er in der Einleitung selbst formuliert hat – zu weiteren Debatten über deren Entwicklung einzuladen.

Heidi Hein-Kircher, Marburg a.d. Lahn

**Dennis Hormuth: *Livonia est omnis divisa in partes tres. Studien zum mental mapping der livländischen Chronistik in der Frühen Neuzeit (1558–1721)*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2012, 248 S.**

Dennis Hormuths Buch ermöglicht einen interessanten Einblick in die Weltanschauung frühneuzeitlicher Chronisten. Die Studie versucht, deren Weltbild, aber auch die Spiegelung Livlands und der Welt in ihren Werken zu analysieren und zu beschreiben. Damit bereichert sie unser Wissen über die Geisteswelt und Mentalität eines gebildeten Livländers und er-



weitert mit moderner Methodik auch die bislang recht traditionell, quellenkritisch gesinnte Historiografie der älteren livländischen Chronistik.

Für seine Studie hat Hormuth acht livländische Chroniken ausgewählt (der Autoren Balthasar Russow, Salomon Henning, Moritz Brandis, Franz Nyenstede, Dionysius Fabricius, Thomas Hiärn, Christian Kelch und Otto Fabian von Wrangell) und betrachtet ihre lokale, regionale, religiöse und politische Selbstverortung, um das *mental mapping* der genannten Chronisten zu rekonstruieren. Dies ergibt ein interessantes Bild darüber, wie die Chronisten die sie umgebende Welt und nicht nur Geschehnisse der Vergangenheit wahrnahmen und sich selbst bzw. Livland mit unterschiedlichen Regionen identifizierten. Darüber hinaus hilft die Analyse, die Geschichtsbetrachtung der genannten Autoren zu verstehen und die von ihnen niedergeschriebenen wertvollen Informationen zu bewerten.

Die Auswahl der Quellen ist gelungen. Alle Chronisten verfassten lokale Historien, obwohl mehrere von ihnen nach Livland eingewandert waren. Man findet sowohl Adlige, Kaufleute, Staatsmänner, Beamte als auch Geistliche, Vertreter der lutherischen und katholischen Konfession, aber auch Befürworter mehrerer, während der Frühen Neuzeit auf livländischem Boden konkurrierenden Großmächte. Zudem sind die Quellen für die Fragestellung interessant, da die *Region* (ein Kunstbegriff, wie in Kapitel 1.2 diskutiert) seit dem Mittelalter, aber besonders während der Periode der frühneuzeitlichen Kriege für Chronisten einen einheitlichen Begriff (*Livland*) darstellte, der von verschiedenen Autoren aus verschiedenen Perspektiven untersucht wurde und während der betrachteten Periode unterschiedliche Schicksale aufzuweisen hatte. Die in narrativer Form niedergeschriebenen Werke lassen die Intention des Autors bzw. Auftraggebers (politische Beeinflussung sowie Überzeugung des Lesers) gut erkennen. Obwohl der Autor im Vorwort das terminologische Problem mit dem Begriff *Livland* erwähnt, ist ein historischer und administrativer Überblick jedoch erst in der Einleitung zu finden. Es wäre wohl leserfreundlicher gewesen, beides zusammenzulegen.

Die Auswahl der Quellen berücksichtigt verständlicherweise die wenig umfangreichen Stadtchroniken von Riga, die mit dem Gymnasium von Reval bzw. der *Academia Gustavo-Carolina* verbundenen Dissertationen, Reden und andere Druckschriften, die Werke von Johann Renner, Tilmann Bredenbach, Lorenz Müller und Daniel Hartnack (da diese in Deutschland gedruckt wurden) genauso wenig wie die Chronik von Jürgen Helms, da diese nur teilweise erhalten blieb. Auffallend ist, dass bei der Auswahl der Chroniken „An Account of Livonia“ fehlt, ein Werk, das dem kurländischen Adligen Karl Johann von Blomberg zugeschrieben wird und in der Geschichtsschreibung ebenfalls als Chronik angesehen wird. Damit fehlt ein kurländischer Autor, der starke lokale Wahrnehmung und einen überregionalen Horizont besaß.

Die Eingrenzung des zeitlichen Rahmens erscheint gelungen, da neben den militärpolitischen Entwicklungen, die die Forschungsperiode 1558–1721 (S. 16 f.) rechtfertigen, der Zeitraum auch von Entwicklungen innerhalb der Geschichtsschreibung geprägt war – ungeachtet der Tatsache, dass die Chroniken nicht durchgehend ähnlich waren. Die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts und die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts wird von Historikern der estnischen Geschichtsschreibung als Höhepunkt der Chronistik gewertet, das 17. Jahrhundert wird als „Zeitalter der vollständigen Chroniken“ beschrieben, die von der Frühgeschichte bis in die Gegenwart reichten; zu Beginn des 18. Jahrhunderts begann diese Chronistik auszusterben.

Die Studie erscheint v.a. deshalb lobenswert, da der Autor die gegenwärtige estnische Geschichtsschreibung kennt, denn mehrere grundlegende Forschungen sind nicht in internationalen Sprachen erschienen. Ein umfangreicher Überblick über die frühneuzeitliche livländische Chronistik fehlte bislang, doch sind im vorliegenden Buch, auch wegen einiger Spezialforschungen, kleinere Verwirrungen auch in Hormuths Werk nachzuweisen.

Dies betrifft v.a. die Interpretation der Chroniken von Gustav von Lode-David Werner, Adam Friedrich von Fischbach und Otto Fabian von Wrangell, wobei die Zusammenhänge der Chroniken nicht berücksichtigt werden. Die bei Hormuth auftretenden Unklarheiten dürften davon abhängig sein, dass die Chronik von Lode-Werner (wie sie bezeichnet wird) und die Chroniken von Adam Friedrich von Fischbach nur als Manuskript existieren und nicht leicht einsehbar sind. Erst vor kurzem haben Kaarel Vanamölder und die Rezensentin begonnen, Licht in die Zusammenhänge der Chroniken zu bringen. Bis heute ist nicht bekannt, ob der Autor von Lode-Werners „Kurtzem Auszug“ der Gutsherr Gustav von Lode selbst oder sein Hofmeister David Werner war; das Werk ist sowohl auf Latein als auch auf Deutsch in mehreren Manuskripten erhalten, die Autografen sind jedoch nicht festzustellen oder nicht mehr erhalten. Adam Friedrich von Fischbach hat seine Zusammenfassung nur über die erste Hälfte der früheren Chronik verfasst, während letztere auch die Geschichte Livlands, Lettlands, Kurlands und Semgalliens behandelt, wenn auch nur knapp. Darüber hinaus ergänzte Fischbach die Zusammenfassung und formulierte das Vorwort behutsam um. Seine Ergänzungen beziehen sich nur auf die Stadt Reval (Tallinn), was Fischbach als Chronisten mit Revaler Selbstverortung kennzeichnet. Fischbachs Chronik wurde während des Großen Nordischen Krieges von Otto Fabian von Wrangell fortgesetzt, und Fischbachs Zusammenfassung mit den Zusätzen von Wrangell erschien im 19. Jahrhundert. Weil Wrangells gedruckte Chronik, die Hormuth vermutlich bearbeitet hat, nur die Zusammenfassung von Lode-Werners Chronik beinhaltet, hat er leider nicht alle auf die Selbstverortung des Autors hinweisenden Kleinigkeiten bemerkt. Zum Beispiel hat der Autor der Lode-Wernerschen Chronik in der Provinz Wiek auf dem Gut Poll am 22. September 1672 eine Naturerscheinung – möglicherweise ein Meteoriteneinschlag – registriert. Wenn Hormuth im Werk Nyenstedes die lokale Selbstverortung im Gut Sunzel sieht, ließe sich hier eine lokale Selbstverortung des Autors mit dem Gut Poll verbinden?

Einige Anmerkungen zu Hormuths Forschungsarbeit seien noch erlaubt: Moritz Brandis beging nicht beim Umschreiben Fehler, während er die Urkunden des Klosters St. Michael in Reval in Händen hielt, sondern vertraute den bereits falschen Unterlagen (S. 96). Enn Tarvel hat vor kurzem Quellen zu Dionysius Fabricius gefunden, die letzteren eng mit Felin (Viljandi) in Verbindung bringen (S. 116). Auch die These Hormuths, Fabricius, dessen Herkunft immer noch offen ist, sei (in der vorgestellten Auswahl) der einzige Vertreter einer in Livland engagierten Großmacht gewesen, ist nicht korrekt, da Thomas Hiärn als Schwede betrachtet werden kann. Es bleibt zu diskutieren, ob die Bedeutung, die Fabricius Dorpat (Tartu) zuschreibt (S. 118), aus der Chronik von Tilman Bredenbach stammt, die Fabricius bekannt war und die er wahrscheinlich auch verwendete. Aus dem gleichen Werk könnten sowohl Fabricius als auch Russow ihre negative Beschreibung der Zustände in Livland vor dem Livländischen Krieg übernommen haben (vgl. S. 119 f.). Laut Autograf der Chronik von Thomas Hiärn (aufbewahrt in der Bibliothek der Universität Tartu) umfasste die Chronik sieben Bücher, ein geplantes achtes Buch wurde wegen des frühen Todes des Autors nicht geschrieben (S. 123). Das Manuskript der Chronik von Hiärn endet mit den Ereignis-

sen im Jahre 1639, nicht mit dem Jahr 1655 (ebenda). Die Chronik von Christian Kelch erschien wahrscheinlich nicht in Reval, sondern in Rudolstadt, wie auf dem Titelblatt vermerkt (S. 141). Diese Anmerkungen dokumentieren eher einen dürftigen Forschungsstand, weniger die Fehler des Autors.

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass die Dissertation von Dennis Hormuth eine lang ersehnte Erweiterung der Forschungen zur älteren deutschbaltischen Geschichtsschreibung ist, die, gemessen an der deutschbaltischen mittelalterlichen Geschichtsschreibung, bislang im Hintergrund geblieben war.

Janet Laidla, Tartu

**Martyn Housden, David J. Smith (Hrsg.): *Forgotten Pages in Baltic History. Diversity and Inclusion*, Amsterdam u.a.: Rodopi 2011, VIII, 332 S.**

Auch wenn die Titelei des anzuzeigenden Bandes es nicht erkennen lässt, handelt es sich bei diesem feinen Sammelband um eine Festschrift für den großen britischen Baltikumhistoriker John Hiden, der vor allem mit seiner Biografie Paul Schiemanns und zahlreichen Studien zur Zwischenkriegszeit im östlichen Ostseeraum bekannt geworden ist.<sup>1</sup> Lässt man sich auf das Format eines solchen Bandes ein, gibt es in diesem Fall eigentlich nur zu beanstanden, dass die Handhabung extrem umständlich ist: Um zu den bibliografischen Angaben der jeweils zitierten Quellen zu gelangen, muss man erst zu den Endnoten und dann auch noch zu der jedem Aufsatz beigefügten Bibliografie blättern. Warum dieses Zeitschriftenformat gewählt wurde, bleibt unerfindlich. Fußnoten wären die praktischere Lösung gewesen – oder hat tatsächlich jemand im Verlag geglaubt, durch den Verzicht darauf ein nicht-akademisches Publikum zu gewinnen?

Was selten glückt, ist diesem Band gelungen: eine Aneinanderreihung von rundweg gleichwertigen, interessanten Texten zusammenzustellen, die thematisch die diversen Interessen des Jubilars widerspiegeln. So gibt Michael Garleff mit seiner Übersicht über die Wirkungsgeschichte Paul Schiemanns in der Historiografie, über die „Schiemanniana“ also, einen lesenswerten Einblick in eine noch zu schreibende Mentalitätsgeschichte der Deutschbaltischen vor allem nach 1945. Jörg Hackmann stellt ein Manuskript Werner Hasselblatts vor, dessen Publikation geplant ist und das am Übergang von der Nationalitätenpolitik der 1920er Jahre zur negativen Nationalitätenpolitik der 1930er Jahre steht sowie einige Schlaglichter auf die intellektuelle Entwicklung dieses in vielerlei Hinsicht bemerkenswerten Vertreters der deutschen Minderheitenpolitik zwischen den Weltkriegen wirft. Gerade im Vergleich zu Hasselblatt, aber auch zu Ewald Ammende, der dritten wesentlichen Figur aus den ehemaligen Ostseeprovinzen des Russländischen Reiches, bleibt Schiemann, wie Martyn Housden und David J. Smith feststellen, „unique“: Ihn habe gerade im Gegensatz zu seinen deutschbaltischen Kollegen „clarity of intellect, independence, consistency and commitment to transferring his principles into practical life“ ausgezeichnet (S. 178).

In Hinblick auf die internationalen Perspektiven der baltischen Staaten in der Zwischenkriegszeit rehabilitiert Marko Lehti die – oberflächlich gesehen – gescheiterte Initiative zur Bildung einer außenpolitischen baltischen Einheit, die im Frühjahr 1920 von einer in Bul-

1 John Hiden: *Defender of Minorities. Paul Schiemann, 1876–1944*, London 2004.

duri (heute: Jūrmala) abgehaltenen Konferenz ausging. Zu einer Zeit, als die internationale Anerkennung der drei Staaten noch in weiter Ferne lag, reflektierte diese Initiative die Idee des Völkerbundes, Frieden mit Hilfe internationaler Organisationen zu garantieren. Hier schließt Housden an, der sich mit bislang eher weniger beachteten Völkerbund-Initiativen in der baltischen Region befasst: der Rückkehr von Kriegsgefangenen über Narva und Stettin, dem Kampf gegen Typhus in Polen, Lettland und Litauen sowie der Regelung von Minderheitenfragen auf den Åland-Inseln, in Vilnius und in Klaipėda. So sei die Region zu einem „laboratory for humanitarian and security enterprise“ geworden (S. 110).

Die Reihe von Beiträgen, die sich im weitesten Sinne mit Lettland beschäftigen, wird von Andrejs Plakans eröffnet. In einem konzisen Aufriss lettgallischer Perspektiven auf die lettische Geschichte wird die Sonderrolle dieser Region herausgearbeitet. Hier waren die Eliten polnischsprachig, weshalb das Druckverbot von Büchern mit lateinischen Buchstaben aus den 1860er Jahren zum Tragen kam, wodurch Lettgallen vom *mainstream* des publizistischen lettischen Nationalismus getrennt wurde. Dass lettgallische Intellektuelle unter Kārlis Ulmanis von einer zweiten Periode des Druckverbots sprechen konnten, war dem Inklusionsgebot des lettischen Staates geschuldet, welches an der östlichen Peripherie Separierungstendenzen evozierte. Heute sei bei aller lokalen Begeisterung für das Lettgallische die Region Latgale aber in erster Linie „a location in memory“ (S. 65), deren Identität sich nur schwer auf heutige Generationen übertragen ließe. Valters Ščerbinskis schließt mit einem Beitrag zum Putsch vom Mai 1934 an, welchen er vor allem der Initiative Ulmanis' zuschreibt. Es sei ein „almost perfect take over of power“ (S. 202) gewesen, der keinen Widerstand hervorgerufen, aber doch zahlreiche potentielle Oppositionelle in Haft gebracht und die alte Elite inklusive der Vertreter von Ulmanis' eigener Bauernpartei ihres Einflusses beraubt habe. Einen Einfluss von außen schließt der Autor aus, wobei die Frage der Vorbildrolle des März-Putsches von Konstantin Päts in Tallinn im März 1934 nicht gestellt wird.

Erwin Oberländer und Eva-Clarita Pettai beschäftigen sich in ihren Artikeln mit aktuellen Fragen der lettischen Geschichtswissenschaft. Oberländer wendet sich dabei gegen die nicht nur unter lettischen Historikern vertretene These, Stalin habe einen „Genozid“ unter den Völkern des Baltikums angestrebt. Da es nicht möglich sei, diese Absicht der ethnischen Vernichtung zu beweisen, kann Oberländers Ansicht nach diese These nach heutiger Gesetzeslage nicht aufrechterhalten werden. Interessant wäre in diesem Zusammenhang eine Auseinandersetzung mit Norman Naimarks Vorschlag, die Kriterien für den Tatbestand des „Genozids“ zu erweitern;<sup>2</sup> dessen Buch war aber wohl zur Zeit der Abfassung des Beitrags noch nicht erschienen. Pettai wiederum versucht sich in ihrem engagierten Beitrag, der auf ihren Eindrücken von der Atmosphäre auf einer gemeinsam mit John Hiden in Riga erlebten Tagung beruht, an einer Auseinandersetzung mit der extremen Selbstisolation, die in Bezug auf die heiklen Themen des 20. Jahrhunderts unter vielen lettischen Kollegen zu beobachten ist. In ihren Bestrebungen, die historische Wahrheit ein für alle Mal festzustellen und die Opferrolle der Letten zu betonen, schlossen sich Letztere vom internationalen wissenschaftlichen Dialog aus, ohne auch nur ansatzweise Impulse von außerhalb zu reflektieren. Pettais Hoffnung auf die junge Generation speist sich wiederum aus

2 Norman M. Naimark: *Stalin's Genocides*, Princeton 2010; dt. d.: *Stalin und der Genozid*, Berlin 2010.

eigener Erfahrung (auch des Rezensenten), doch muss die Zukunft zeigen, was für Chancen die institutionellen Strukturen gerade dem von außen kommenden „Nachwuchs“ bieten werden.

Der litauische Aspekt der „forgotten pages“ wird in zwei Beiträgen verhandelt, von denen sich der eine, verfasst von Rimantas Miknys und Darius Staliūnas, mit den diversen Parteien auseinandersetzt, von denen das litauische „nationale Erwachen“ im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert getragen wurde. Entgegen den üblichen Zuschreibungen erkennen die Autoren gerade bei den Vertretern der alten litauischen Adelsgeschlechter in erster Linie das Bestreben, ihren sozialen Status nicht zu verlieren, während der Konflikt vor allem zwischen jüngeren Nationalisten und ihren polnischen Kontrahenten verlaufen sei. Einen interessanten Aspekt deutsch-litauischer Vergangenheit beleuchtet Joachim Tauber in seinem Vergleich von soldatischen Schilderungen aus Litauen im Ersten und Zweiten Weltkrieg. Er zeigt deutlich die Einförmigkeit der (negativen) Rezeption, als ob sich im Laufe von 20 Jahren nichts verändert hätte. Zwar fragt man sich zuweilen, ob die Soldaten nicht in vielerlei Hinsicht nur das sahen, was ihrer Erwartungshaltung entsprach, ob nicht die spezifische Quellengattung soldatischer Texte besonders anfällig für Stereotypisierungen ist, schon um den eigenen Einsatz zu rationalisieren, doch bleibt der Befund eindrucksvoll. Dankenswerterweise haben die Herausgeber die deutschen Originaltexte zumindest bei den schaurig-schönen „Gedichten“ der Landser stehen lassen (da man beim Publikum dieses Bandes davon ausgehen kann, dass viele Leser des Deutschen mächtig sind, hätten die Herausgeber Originalzitate gerne öfter beibehalten können).

Kommen wir abschließend zu den nördlichen Nachbarn der Letten und Litauer. Frank Nesemann untersucht in seinem sowohl geografisch als auch zeitlich in diesem Band recht exotisch wirkenden Beitrag Finnlands Integration in das Russländische Reich zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Dabei stehen die Figuren der ersten Generalgouverneure im Zentrum der Aufmerksamkeit, deren ethnische Herkunft – der Deutschbalte Steinheil und der Russe Zakrevskij – in der traditionellen Forschung eindeutige Urteile provoziert hatten, die heute revidiert werden. Während Steinheil sich vor allem um eine effektive Verwaltung des Großfürstentums sorgte, sei es ausgerechnet Zakrevskij gewesen, der die zarische Gesetzgebung – und damit die finnische Sonderstellung – spezifiziert und damit letzten Endes auch gesichert hat. Schließlich kehren wir mit David J. Smiths Beitrag über baltische Erinnerungslandschaften in das 21. Jahrhundert zurück. Sein Versuch, die russischen Narrative der Ereignisse um den „Bronzenen Soldaten“ im April 2007 zu klären, führt ihn nach Narva, wo er eine erstaunlich offene Erinnerungslandschaft („memory pluralism“, S. 291) ausmacht; mit Recht stellt er fest, dass sich vor allem diejenigen unter der russischsprachigen Minderheit, die sich mehr oder weniger in die estnische Mehrheitsgesellschaft integriert hatten, durch die Handlungsweise der Regierung in Tallinn missachtet fühlten. Tatsächlich wurden damals mehr Gräben aufgerissen als geschlossen. Doch schwelt dieser Erinnerungskonflikt noch weiter, was Wissenschaftlern vieler Disziplinen wohl auch in der Zukunft ein dankbares Forschungsobjekt bieten wird.

Nicht alle Episoden der hier vorgestellten Forschungen zur baltischen Geschichte gehören zu den „forgotten pages“, die der Titel verspricht. Doch gelingt es den Autoren oft, neue Zugänge zu vermeintlich bekannten Phänomenen oder Ereignissen zu erschließen. John Hiden dürfte seine Freude an der Lektüre gehabt haben. Ob der das Cover zierende Arbeitstisch in der Lettischen Nationalbibliothek, der vor einem Bücherregal mit den „Bal-

tischen Blättern“ und zahlreichen Bananenkisten steht, Johns Lieblingsplatz war, teilen uns die Herausgeber leider nicht mit. Wir dürfen hoffen, dass zumindest aber dieses Buch auch an diesem Platz gelesen wird.

Karsten Brüggemann, Tallinn

**Bernhart Jähnig: Verfassung und Verwaltung des Deutschen Ordens und seiner Herrschaft in Livland, Berlin u.a.: LIT Verlag 2011, 336 S.**

Das mittelalterliche Livland und der Deutsche Orden sind historisch dermaßen verflochten, dass sie in populären Darstellungen und sogar in einigen akademischen Traditionen oft gleichgesetzt werden. Das interne Funktionieren des Ordens in Livland ist äußerlich gesehen wohl nicht so spektakulär wie eine Geschichte der Militärs oder der Schlachten, bildet aber eigentlich die Grundlage für Untersuchungen auch der politischen, Kultur- und Militärgeschichte des Ordens und ganz Livlands. Die Monografie von Bernhart Jähnig schließt somit eine Lücke in der Erforschung nicht nur des Ordens, sondern der Vergangenheit der gesamten Ostseeregion im Mittelalter und auch der Frühen Neuzeit.

Die Darstellung ist keine Gesamtgeschichte des Deutschen Ordens in Livland, die immer noch fehlt. Der Verfasser begrenzt sich bewusst auf die Verfassung und Verwaltung in ihrer historischen Entwicklung. Herrschaftsgrundlagen und -ausbau, Kirchengvögte, Administration und Ämter, Gerichtsbarkeit und Burgenverfassung sind die Themen des Buches. Weil der Deutsche Orden in Livland teilweise die schon während des Bestehens des Schwertbrüderordens geschaffenen rechtlichen Grundlagen erbt, reicht die Abhandlung chronologisch auch in die Zeiten vor dem Jahr 1237, als der Deutsche Orden in Livland aktiv wurde.

Im Vergleich zum preußischen Deutschen Orden sind die Voraussetzungen der Forschung des „inneren“ Lebens des livländischen Ordenszweiges jedoch bedeutend ungünstiger. Ein Großteil der Quellen zur livländischen Deutschordensgeschichte stammt aus der preußischen Überlieferung, die sich jetzt im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin befindet, weiter hat der Verfasser für die Darstellung das Deutschordens-Zentralarchiv in Wien benutzt. Die archivalischen Sammlungen zur Geschichte des livländischen Deutschen Ordens sind damit jedoch nicht erschöpft. Die Archivmaterialien werden mit zahlreichen publizierten Quellen komplementiert. Die umfangreiche und sachkundige Auswahlbibliografie hat deshalb einen eigenständigen Wert. Weitere Anhänge des Buches bestehen aus einer Liste der wichtigsten Amtsträger und Kartenskizzen. Zu den Plänen der Burgen ist einschränkend zu bemerken, dass, obwohl die alten Rekonstruktionszeichnungen künstlerisch auf höherem Niveau sind, ihre modernen Versionen informativer und wissenschaftlich korrekter gewesen wären.

Die jetzt vorliegende Publikation von Bernhart Jähnig wurde schon längst erwartet. Die Geschichte der Entstehung des Buches wird vom Verfasser in der Einführung behandelt, das Manuskript wurde erstmalig um 1990 abgeschlossen. Danach wurde es erheblich ergänzt und vollständig umgearbeitet – aus dem ursprünglich geplanten Aufsatz entwickelte sich eine vollwertige Monografie –, jedoch weiß wohl jeder Historiker, wie kompliziert das Einarbeiten zusätzlicher Informationen in eine schon bestehende wissenschaftliche Arbeit sein kann. Gleichzeitig hat ein Ausbau und eine Internationalisierung der mediävistischen Forschung in den baltischen Staaten gerade nach der politischen Wende in Ost- und Ostmit-

teleuropa um 1990 stattgefunden. Dass der Verfasser des Buches in einzelnen Fällen den neuesten Stand der Forschung etwas oberflächlicher kennt, ist vor allem bei der Behandlung der Burgen spürbar. Hier war in den letzten Jahrzehnten die Zunahme an kunsthistorischen und besonders archäologischen Informationen beträchtlich. Auch die im Buch verwendete Literatur über die rechtliche Lage und die ökonomische Situation der altlivländischen Bauern stammt vornehmlich aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Die Tradition der „deutschen“ Geschichtsschreibung des livländischen Ordens war überwiegend – es gibt auch Ausnahmen – ordensfreundlich. Diese Tradition bildet auch den Hintergrund, vor dem die jetzige Darstellung entstanden ist. So werden hier die Behauptungen des ordensfeindlichen Lagers aus dem 14. Jahrhundert, der Orden habe die bischöfliche Mission behindert, in Frage gestellt (S. 115 f., 187). Die Stellungnahme Jähnigs, „schlüssig beweisen läßt sich dies so wenig wie das Gegenteil“, ist zweifelsohne richtig. Doch sind die Kirchspiele der Ordenslande (das Herzogtum Estland und Jerwen mit ihrer historischen Sonderstellung ausgenommen) durchschnittlich größer als in den Stiftsgebieten. Ob diese Tatsache mit der bewussten Politik der Landesherrn oder durch Begebenheiten der Natur und Siedlung zu erklären ist, ist eine Forschungsfrage für die Zukunft, deren Beantwortung nicht unmöglich ist.

Eine aus der älteren Literatur übernommene Vorstellung ist auch auf S. 187 zu finden, wo behauptet wird, dass die russischen Tributforderungen „unangemessen“ gewesen seien, während die Deutschen von Lettgallern und Liven nur „nicht allzu hohe feste Zinssätze“ forderten. Es sei hier nur bemerkt, dass es über die genaue Art und Höhe des „russischen“ Tributs in Livland um 1200 keine Information gibt, einzelne einmalige Auslösungssummen der belagerten Burgen ausgenommen.

Die Beteiligung der eingeborenen Anführer an Landesteilungen im 13. Jahrhundert erscheint möglich (S. 16 f.), doch kann das Quellenwort *seniores* in den livländischen Texten der Zeit auch die Landesältesten in weitesten Sinne, also auch die führenden Köpfe der „Deutschen“ umfassen. Entsprechend darf diese Beteiligung allein aus dem Wortschatz der Quellen nicht abgeleitet werden. Gegen die estnische Herkunft des Revaler Chronisten Balthasar Russow (S. 116) haben u.a. Küllike Kaplinski, Jüri Kivimäe und Enn Tarvel argumentiert.

Die einzelnen Kritikpunkte treffen nicht den hauptsächlichen Inhalt des Buches. Die systematische Darstellung der Verfassung, Verwaltung und Herrschaftspraxis der mächtigsten Landesherrschaft im mittelalterlichen Livland wird sicherlich ein wichtiges Nachschlagewerk für die Historiker Alt-Livlands darstellen. Darüber hinaus wurde mit der Monografie Bernhart Jähnigs eine Grundlage für die vergleichende Forschung der Zweige des Deutschen Ordens und anderer geistlicher Ritterorden geschaffen. Die mittelalterliche Ordensherrschaft – „kein Staat im modernen Sinne“ (S. 9) – war kompliziert, veränderte sich im Laufe der Zeit und prägte maßgeblich die Geschichte Estlands und Lettlands und der gesamten Region. Ihr Gesamtbild ist jetzt vollständiger geworden.

Anti Selart, Tartu

**Reinis Kaudzīte, Matīss Kaudzīte: Landvermesserzeiten. Roman, aus d. Lett. übers. v. Valdis Bisenieks, Edition und wiss. Redaktion Kaspars Kļaviņš, Salzburg: Verlag Kaspars Kļaviņš 2012, 559 S.**

Ein ganzes Jahrhundert lang galt der Roman „Landvermesserzeiten“ (Mērnīeku laiki, 1879) der Brüder Reinis (1839–1920) und Matīss Kaudzīte (1848–1926) als ein Standardwerk, ohne das die Schulausbildung in Lettland nicht denkbar war. Das verhältnismäßig umfangreiche Buch musste von jedem gelesen werden, der in der Mittelschule bzw. im Gymnasium auf gute Noten im Fach „lettische Literatur“ hoffte und ein erfolgreiches Abitur machen wollte. Der Roman konnte sogar bei der Aufnahmeprüfung an der Hochschule dem künftigen Studienbewerber zum Schicksal werden, wenn er dabei eine glückliche – oder im Gegenteil – keine glückliche Hand hatte. Es gibt in Lettland viele Menschen, die dieses Werk kennen und sogar inhaltliches Wissen über den Roman besitzen. Doch das Schulwissen auch der besten Schüler reicht nicht aus, um die vielen (informativen) Details im Werk der Gebrüder Kaudzīte aufdecken zu können. Hier bedarf es einer literaturwissenschaftlichen Fachkompetenz im Rahmen einer literarischen Textanalyse, aber auch der Blick eines Historikers wird zweifelsohne eine Fülle weiterer Aspekte erfassen. Das Buch ist tatsächlich eine Fundgrube für jedermann, der im Begriff ist, von den Abläufen auf dem Lande, insbesondere in Vidzeme/Livland, in den 60er und 70er Jahren des 19. Jahrhunderts mehr zu erfahren. Nun ist der Roman „Landvermesserzeiten“ in deutscher Übersetzung (übertragen von Valdis Bisenieks) erschienen und somit auch dem deutschen Leser zugänglich.

Man möchte jedoch fragen: Was könnte ihn an diesem Werk fesseln? Das Buch könnte möglicherweise Deutschbalten und ihre Nachkommen interessieren. Bis jetzt hatten sie vor allem die Gelegenheit, diejenigen literarischen Werke zu lesen, die von deutschbaltischen Autoren stammen, wodurch auch ihre besondere Perspektive auf Land und Leute im Gouvernement geprägt ist; dabei war der Lette immer derjenige gewesen, der der Gruppe der „Fremden“ angehörte. Der Roman „Landvermesserzeiten“ bietet jedoch die Möglichkeit, die Welt mit den Augen eines lettischen Bauern zu erblicken. Es ist dabei besonders interessant zu erfahren, wie die Deutschbalten – vor allem aber der Adel und die protestantischen Pfarrer sowie die deutschen Handwerker, Krugwirte, Müller und andere „Kleindeutsche“ – in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von den lettischen Bauern erlebt, betrachtet und wahrgenommen wurden. Und so bietet der Roman für einen Historiker eine wunderbare Gelegenheit, kleine alltagshistorische Episoden aus dem Leben einer osteuropäischen ländlichen Gegend mit den Augen von Zeitgenossen zu fassen.

Ohne Zweifel gewinnt die deutsche Ausgabe des Romans dadurch, dass sie mit einem Vorwort und Kommentar des lettischen Historikers Kaspars Kļaviņš versehen ist. Das ermöglicht dem deutschen Leser die für Vidzeme/Livland typischen sozialen Phänomene wahrzunehmen, die sonst den Fremden unbekannt sind oder erscheinen mögen. Gelungen ist das illustrative Material: die Illustrationen von Eduards Brencēns (1885–1929), die der Ausgabe von 1913 entnommen sind. Die Herausgeber haben das vorliegende Buch um weitere Abbildungen ergänzt, doch im Allgemeinen erscheint das Bildmaterial als zu knapp. Ein Text, in dem die spezifischen Verhältnisse, Gegenstände und Verhaltensweisen aus den 60er und 70er Jahren des 19. Jahrhunderts geschildert werden, verlangt sehr viel mehr auch bildlicher Informationen, um dies alles für einen deutschen Leser des 21. Jahrhunderts erklären zu können.



Die Romanhandlung spielt sich auf dem bereits im Titel angedeuteten zeitlichen Hintergrund ab: die Landvermesserzeiten im livländischen Gouvernement, d.h. historisch gesehen die Zeit, als Land- und Feldvermesser aktiv tätig waren, um Größe und Grenzen der einzelnen Bodenstücke zu bestimmen, die in Folge der Agrarreform in Livland aus dem Besitz der Gutsherren getrennt wurden und von den Bauern erworben werden konnten. Frühere Vermessungen des landwirtschaftlich zu bearbeitenden Bodens waren im 17. Jahrhundert im Auftrag der schwedischen Regierung durchgeführt worden; im 18. sowie bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts hatten keine Landvermessungen stattgefunden. In fast 150 Jahren hatten sich jedoch vielerorts die Grenzen geändert – mal unwillkürlich, mal willkürlich, mal unter List und Betrug. Kriege und Naturkatastrophen wie etwa der Nordische Krieg von 1700–1721 oder die Pest von 1711 hatten dazu geführt, dass Grenzmarkierungen zerstört wurden und die Menschen, die die Standorte jener Grenzmarkierungen noch kannten, verstorben waren. Es war bereits in der Agrarverfassung von 1849 vorgesehen, dass die Bauern in Vidzeme/Livland die Ackerböden als Besitz erwerben durften. Erst das Gesetz vom 13. November 1860 regelte diese neuen Verhältnisse konsequent – und ab 1863 wurde die lange geplante Veränderung bezüglich der Agrarverhältnisse Realität. Land- und Feldvermesser wurden beauftragt, den Boden der Güter zu vermessen, der in die Hände der Bauern übergehen sollte. Dies führte zu zahlreichen Konflikten, denn jeder hoffte auf ein größeres und besseres Stück Land. Außerdem waren die Bauern oft unsicher, ob die markierten Grenzen die richtigen seien; manche glaubten, mit Geschenken und Schmiergeldern die Gunst der Landvermesser erlangen zu können und damit zu besseren Bodenstücken zu kommen.

Diese historischen Abläufe bilden den Hintergrund für die eigentliche Romanhandlung, die sehr komplex und nur zum Teil mit den Aktivitäten der Landvermesser in Vidzeme/Livland verbunden ist. Im Roman manifestiert sich die enorme Ehrfurcht den Staatsbeamten gegenüber, die für das Russische Imperium typisch war. Eine ähnliche Situation, in der Schwindel und Betrug der Beamten als Mittel zum Zweck eingesetzt wird, um den blinden Respekt leichtgläubiger Menschen zu eigenem Vorteil zu benutzen, kennen wir auch aus der russischen Literatur – im „Revisor“ (Revident, 1836) von Nikolaj Gogol'. Bestechung und Bestechlichkeit sind eine Erscheinung, die die staatlichen Amtspersonen immer begleitet und häufig zu einer schnellen Problemlösung eingesetzt wird. Ähnlich wie im „Revisor“ treten auch im Roman „Landvermesserzeiten“ Schwindler auf, die aus der Naivität, Leichtgläubigkeit und Unwissenheit der Menschen Nutzen ziehen.

Auf jedem Schritt wird der Leser mit der Schilderung des Alltags der Leute auf dem Lande im nordöstlichen Teil des heutigen Lettland konfrontiert – und das in allen Facetten, kräftig und bunt koloriert. Vor unseren Augen wird das ganze Leben eines Bauern ausbreitet: Uns wird ein Blick in sein Familien- und Wirtschaftsleben gewährt, wir erfahren vieles zum Ablauf seines Werktags und einiges über die Kindererziehung, darunter auch über die Rolle der Kirche, deren Aufgabe es war, in allen wichtigen Lebenslagen praktische Seelsorge zu leisten. Kaspars Kļaviņš weist wiederholt in seinen Kommentaren auf den Einfluss der Herrnhuter hin, was den historischen Ereignissen in der im Roman geschilderten Gegend Piebalga (Pebalg) entspricht. Die Bewegung der Herrnhuter wird von den Gebrüdern Kaudzīte vielerorts im Text in unterschiedlichen Situationen dargestellt.

Die Vielfalt der Gestalten im Roman ist bemerkenswert: So verkörpert die Figur Prātnieks den nationalen Provinzadel, der auf dem Lande aufkam und die Zeiten der Agrarreform erfolgreich überstand; die Gestalt der Gaitiņi ist demgegenüber der Ausdruck für Versager –

Leute, die in diesen Zeiten des Umbruchs alles verloren und am Ende gezwungen waren, bei anderen als Knechte zu dienen; die Figur der Oliņi steht für recht wohlhabende Bauern; Gestalten wie Ķencis und Pāvuls sind Beispiele für die auf dem Lande verbreitete Kategorie der Bauern, die mit ihren Familien zusammen ein Stück Land – jeder einen halben Haken Land – bewirtschafteten, mithin auch die Arbeiten und Pflichten teilten.

Wir treffen im Buch auch auf Figuren, die als Sonderlinge zu betrachten sind, wie etwa Pietuka Krustiņš und Švauks, die mit ihrer Eigenart das Leben bzw. den Text bunt und interessant färben. Die erste Figur vertritt den Typus der neuen nationalen Intelligenz, die exaltiert naiv und von nationaler Schwärmerei erfüllt ist. Die zweite ist der Fall eines deutsch assimilierten Letten, der bemüht ist, von sich das Bild eines Arrivierten zu bieten, obwohl er noch immer das Leben in einer typisch lettischen Umgebung führt. Im Roman sind auch Figuren von Deutschbalten anzutreffen, wobei es den Gebrüdern Kaudzīte gelingt, den Unterschied aufzuzeigen, der im 19. Jahrhundert zwischen den deutschen Gutsherren und Pfarrern einerseits und den „Kleindeutschen“, den sogenannten „Schreckhubern“, andererseits bestand: Diejenigen, die der ersten Gruppe angehörten, waren in ihren Positionen durchschnittlich stabil; die Aufrechterhaltung der rechtlichen Autonomie der Deutschen in den russischen Ostseeprovinzen war ihre politische Priorität. Diejenigen aber, die die andere Gruppe bildeten, entfernten sich immer mehr von ihren ethnischen Angehörigen und näherten sich allmählich der einheimischen Bevölkerung, wurden erfolgreich ins lettische Milieu integriert.

Einem aufmerksamen Leser werden die vielen Beispiele zur lettischen Kochkunst im nordöstlichen Gebiet des Landes nicht entgehen, in der besondere Aufmerksamkeit der Zubereitung der bekannten Lammsuppe gewidmet ist.<sup>1</sup> Deren Zubereitung wird noch heute als Spitzenleistung eines Koches bewertet. Die Gebrüder Kaudzīte machten jedoch auch auf scheinbar marginale Erscheinungen in der Gesellschaft aufmerksam, so den Wandel der Gepflogenheiten beim Genuss alkoholischer Getränke: Seit Jahrhunderten war es unter den Letten Gewohnheit, Bier zu trinken; im 18. Jahrhundert wurde auch der Branntwein populär, was für die Gutswirtschaft mit der Zeit sehr einträglich wurde. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verlangte der gute Stil, Getränke wie etwa Rum und Wein zu genießen.<sup>2</sup>

Was den inhaltlichen Handlungsstrang betrifft, sind die Beziehungen zwischen Liena und Kaspars von zentraler Bedeutung. Es ist eine Liebesbeziehung, die keine Erfüllung findet, denn die jungen Menschen sind noch nicht berechtigt, selbstständige Entscheidungen zu treffen. Bei der Eheschließung spielen wirtschaftliche und finanzielle Erwägungen ihrer Familien eine größere Rolle, so dass der Entschluss zu heiraten vor allem auf der Entscheidung ihrer Familien beruht.

Es wurde bereits angedeutet, dass der beigelegte Kommentarteil von Kaspars Kļaviņš die Lektüre wesentlich erleichtert, doch stellenweise wirkt er als ein Historiker-Enzyklopädist, der zuviel Verantwortung auf sich geladen hat. Manche Erläuterungen, auch wenn sie großes Fachwissen aufweisen, erscheinen in Bezug auf konkrete Textstellen als überflüssig oder gar verwirrend, z.B. am Anfang des Romans, wenn berichtet wird, wie die kleine Anna oder Annaņa, die Tochter von Liena, zur Schule gebracht wird. Im kommentierenden Teil

1 Reinis und Matīss Kaudzīte: Landvermesserzeiten, Salzburg 2012, S. 82-88.

2 Ebenda, S. 176.

können wir lesen, dass „die Schulen im 19. Jahrhundert Internatsschulen waren“,<sup>3</sup> was ein völlig falsches Bild vom Volksschulsystem im Allgemeinen hervorruft, denn es wird nicht klar, welche Schulen das waren. Diese Schulen samt Internat waren vor allem auf dem Lande zu finden – die sogenannten Gemeindeschulen und Parochialschulen. Demgegenüber waren Schulen ähnlichen Aufbaus in der Stadt kein Internat und die Kinder gingen nach dem Unterricht täglich nach Hause. Die Notwendigkeit, in der Schule zu übernachten, folgte aus der typischen Situation der Besiedlung in Vidzeme/Livland: Die Bauern auf dem Lande wohnten nicht dicht nebeneinander in Dörfern, sondern einzeln und verteilt, so dass die Kinder meist gezwungen waren, bis zur Schule einen weiten Weg, oft kilometerweit, zurückzulegen. Das konnte in den Wintermonaten für die Kinder (der Schulbesuch erfolgte meistens von Martinstag bis zum Georgstag) nicht nur beschwerlich, sondern sogar gefährlich sein: Die Tage waren kurz, die Straßen schlecht und der Winter kalt. Auch waren die Eltern nicht in der Lage, ihre Kinder täglich auf dem Schulweg zu begleiten. Die Kinder die ganze Woche über in der Schule zu behalten, war also eine rationale Lösung.

Auch der Hinweis auf die Prüfungsmethode des Schülerwissens in Form von „Lesen und Aufsagen“ (im Kommentar: Dies wurde 1634 nach dem schwedischen Muster eingeführt<sup>4</sup>) ist falsch, denn obwohl Vidzeme/Livland zu diesem Zeitpunkt unter der Verwaltung Schwedens gestanden hatte, wurde in Bezug auf das Volksschulwesen seitens schwedischer Behörden nichts unternommen. Die ersten Aktivitäten diesbezüglich erfolgen erst im letzten Viertel des Jahrhunderts und waren vor allem damit verbunden, dass man sogenannte „Küsterschulen“ gründete sowie 1695 ein Gesetz erließ, das besagte, dass 1/4 Haken Land für die Bedürfnisse von Schulen zur Verfügung gestellt werden müsse. Diese Tendenz, Ereignisse älter zu datieren als sie historisch tatsächlich stattfanden, ist im kommentierenden Teil häufiger zu beobachten. Unbegründet erscheint auch die Zahl der Lesekundigen in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Zu diesem Zeitpunkt umfasste die Brüdergemeine höchstens 3 000 bis 5 000 Bauern.<sup>5</sup> Es ist also völlig verfehlt, von 90% Lesekundigen zur genannten Zeit zu sprechen. Angaben darüber, die belegt werden könnten, sind nirgends vorzufinden. Verkehrt ist es, die Bewegung der Herrnhuter mit dem Hausunterricht in Verbindung zu bringen. Im Gegenteil – die Herrnhuter förderten eher die Öffnung und Tätigkeit von Schulen am Ende der 30er und Anfang der 40er Jahre des 18. Jahrhunderts, während der Hausunterricht in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Vidzeme/Livland verbreitet war: Das Schulsystem mit Gemeinde- und Gutsschulen, das die evangelisch-lutherische Kirche und der Adel für die livländischen Bauern ausgebildet hatten, war für diese Bauern einfach zu teuer. Darüber hinaus befanden sich die Herrnhuter zu dieser Zeit in Vidzeme/Livland im sogenannten „stillen Gang“, da die Brüdergemeine im Russischen Imperium formal verboten war.

Es ist des weiteren nicht korrekt zu behaupten, dass „die lettischen Bauern, die der Brüdergemeine angehörten, sich zum Gottesdienst in eigenen Gemeindehäusern versammelten“.<sup>6</sup> Zu dieser Zeit galt schon längst die Rechtsnorm, dass der Gottesdienst in der offiziellen Kirche stattfinden und von einem ordinierten Pfarrer abgehalten werden musste

3 Ebenda, S. 35.

4 Ebenda, S. 38.

5 Gvido Straube: *Latvijas brāļu draudžu diārijs* [Diarium der Brüdergemeinen Lettlands], Rīga 2000, S. 61, 121, 153 und 156.

6 Kaudzīte, *Landvermesserzeiten* (wie Anm. 1), S. 59.

sowie dass alle Gemeindeglieder ohne Ausnahme der evangelisch-lutherischen Kirche angehörten. Es war daher verboten, die Versammlungen während des offiziellen Gottesdienstes in den Gemeindehäusern der Brüder abzuhalten. So gesehen spielten die Gemeindehäuser der Herrnhuter eher eine soziale Rolle zur Festigung des religiösen Bewusstseins, doch ersetzen sie keinesfalls die offizielle Kirche als die für die Seelsorge zuständige Institution. Die von Kļaviņš dargestellte Zeit in der Geschichte der Brüdergemeine war bereits vom Untergang dieser Bewegung gekennzeichnet, als die Aktivitäten der Herrnhuter abgenommen hatten und manche der Gemeinden ihre Tätigkeiten aus verschiedenen Gründen aufgegeben hatten.

Diese und ähnliche unkorrekte Deutungen hätte man vermeiden können, indem man einen fachkundigen Kenner in diesen Fragen zu Rat gezogen hätte. Der Roman weist jedoch viele Stellen auf, die für die deutsche Leserschaft einer Erklärung bedürfen, die aber leider nicht erfolgt. So wird bei einer Episode im Text ein Gespräch unter Bauern geführt: Es handelt dabei um die Bezahlung für die Konfirmandenlehre und die Heirat; außer Geld werden auch Handschuhe erwähnt.<sup>7</sup> Handschuhe waren im 17. und 18. Jahrhundert eine klassische Form der Bezahlung, die für zahlreiche Kirchenleistungen – Taufe, Konfirmation, Eheschließung oder Beerdigung – geleistet wurde; dabei war es unerheblich, ob diese vom Pfarrer selbst oder vom Küster oder Lehrer im Auftrag des Pfarrers durchgeführt wurden. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts setzte sich allmählich die Forderung nach der Bezahlung in Bargeld durch. Diese alte Gepflogenheit war noch lange im 19. Jahrhundert verbreitet.

Kennzeichnend für die Romanhandlung ist die Szene, in der Kēncis im Birkenhain sein Gebet verrichtet, als er mit Geschenken für die Landvermesser unterwegs zum Gutshaus ist.<sup>8</sup> Überraschend ist, dass Kļaviņš hier vergessen hat, darauf zu verweisen, dass ein derartiges inniges Gespräch mit Gott außerhalb der Kirche in freier Natur eine typische Ausdrucksform der Herrnhuter Bewegung darstellt. Demgegenüber wiederholt Kļaviņš die in der sowjetischen Literaturkritik so oft angeführte Vorstellung von ihm als „Symbol der Heuchelei“ im lettischen kollektiven Bewusstsein:<sup>9</sup> Dieses „Symbol“ habe das Wesen von Kēncis als Kleinbauern gekennzeichnet, der dazu noch scheinheilig und heuchlerisch sei, in der Tat aber nur eigensüchtige Interessen habe. Mit dieser Deutung wird keinesfalls das Weltbild der Herrnhuter beschrieben, das eine bestimmte Vorstellung von der Weltordnung hatte sowie das Recht zum Gespräch mit dem Gott einschließt.

Gut möglich, dass ein anders und besser organisiertes Zusatzwerk mit Erläuterungen und Anmerkungen, die nicht nur von den lettischen Geschichts- und Literaturforschern zusammengestellt, sondern an dem auch die deutschen Fachkundigen beteiligt wären, den Leserkreis und den Anwendungsbereich dieses Romans auf Deutsch wesentlich vergrößert hätte. Zugleich können wir aber große Genugtuung darüber empfinden, dass ein großes Werk der lettischen Literatur, das inzwischen als klassisch im lettischen Literaturkanon gilt, endlich den Weg zum deutschen Leser gefunden hat.

Gvido Straube, Rīga

7 Ebenda, S. 184.

8 Ebenda, S. 249.

9 Ebenda, S. 252.

**Denise Klein (Hrsg.): The Crimean Khanate between East and West (15<sup>th</sup>–18<sup>th</sup> Century), Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2012, 241 S.**

Wie die Herausgeberin des vorliegenden Buches in ihrer Einleitung hervorhebt, hat die Geschichte des Krimkhanats bis dato nur marginale Aufmerksamkeit in der westlichen Historiografie gefunden. Nach Hammer-Purgstalls 1856 in Wien erschienenen „Geschichte der Chane der Krim“ haben sich nur wenige Wissenschaftlerinnen oder Wissenschaftler des Themas angenommen, wobei die zwei oder drei maßgebenden Arbeiten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstanden sind. A. Fishers „The Crimean Tatars“ von 1978 ist dabei das wohl am weitesten bekannte Werk. Daher ist es mehr als nur begrüßenswert, dass nun eine Publikation zur Verfügung steht, welche auf der Basis des aktuellen Forschungsstandes und neuen methodischen Ansätzen folgend dem Leser die komplexe Geschichte dieses Nachfolgekhanats der Goldenen Horde vor Augen führt. Nach wie vor fehlt zwar eine moderne Gesamtdarstellung der Geschichte der Krim bzw. des krimtatarischen Herrschaftsgebildes, aber mit dem von Klein edierten Sammelband wird neues Licht auf zentrale Kapitel und wichtige Aspekte des aus der Steppe geborenen Khanats in der Diffusionszone zwischen Osten und Westen, Norden und Süden des eurasischen Kontinents geworfen.

Die Publikation umfasst die Beiträge einer 2008 in München veranstalteten internationalen Tagung, die vor allem die gängigen Bilder und Vorstellungen über das Krimkhanat als eines Vasallen der Hohen Pforte und eines Hortes permanenter Unruhestifter zwischen Polen-Litauen, Russland und der mediterranen Welt korrigieren. Vor allem das auch im Westen häufig von russischen Stereotypen geprägte Bild „tartarischer“ Despoten, brutaler Eroberer und Zerstörer oder erbarmungsloser Sklavenjäger, Fremdkörpern in der europäisch-abendländischen Ökumene, soll revidiert und einer der facettenreichen Wirklichkeit und Diversität der Verhältnisse auf der Krim gerecht werdenden Betrachtung weichen. Solches erfordert kritische Fragen und tiefe Einblicke in die sozialen, politischen, ideengeschichtlichen und kulturellen Besonderheiten des Khanats, seine Interaktion und Kommunikation mit den benachbarten Mächten sowie den sich daraus ergebenden Herausforderungen. Für die Forscherinnen und Forscher bestehen sie in der Komplexität und Vielfalt ihres Untersuchungsgegenstandes, was sich auch in der Tatsache widerspiegelt, dass ohne Interdisziplinarität und ohne Kenntnisse der in einem Dutzend unterschiedlichen Sprachen heranzuziehenden Quellen kaum valide Einsichten zu gewinnen sind.

Im vorliegenden Sammelband sind daher Beiträge aus dem Bereich Geschichte, Orientalistik, Judaistik, Slavistik und verwandten Forschungsfeldern versammelt, untergliedert in vier größere Teile. Der erste unter dem Titel „The Steppe Legacy“ ist der Entstehung des Khanats seit dem 15. Jahrhundert gewidmet. Der Budapester Turkologe István Vásáry untersucht die Kämpfe und Auseinandersetzungen zwischen den Uluş der verfallenden Goldenen Horde sowie die Rolle von Krimtataren, Osmanen, Russen und Polen bei der Neuformierung der Tatarenherrschaften zwischen Sibirien und der Krim. Er kommt zu dem gut belegten Schluss, dass die Krimtataren 1502 mit russischer Hilfe, vor allem aber auf Grund der Hartnäckigkeit, mit der sie ihren Anspruch verfolgten und dank ihrer Durchsetzungsfähigkeit im Kampf mit anderen Prätendenten die Nachfolge der Goldenen und der Großen Horde antreten konnten. Mit einer bisher erst in Ansätzen untersuchten Institution der Herrschaftsbildung und Machtteilung in den Nachfolgekhanaten beschäftigt sich Mária Ivanics in ihrer Studie zu Abstammung und Aufstieg der Şirin-Sippe. Diese gehörte zu den vier Sippen,

deren Führer als Mitregenten die Außen- und Innenpolitik des Krimkhanats mitbestimmten und diese Funktion bis zur russischen Eroberung uneingeschränkt ausüben konnten. Die Historikerin zeigt an zahlreichen Beispielen, wie die Şirin-Sippe seit den Zeiten Toktamiş ihre Sonderstellung zu behaupten und ihre Ansprüche durchzusetzen vermochte. Ob dabei das Verhältnis zwischen Herrscher und Adeligen am litauischen und später am polnischen Hof als Muster diese Art von Herrschaftsordnung im Khanat der Krimtataren beeinflusst hat, muss Ivanics als Frage vorläufig unbeantwortet lassen. Aus der Luft gegriffen ist diese Vermutung aber keineswegs, hält man sich die zahlreichen Kontakte gerade auch zwischen der Steppe und Litauen-Polen vor Augen.

Ein zentrales Kapitel der osteuropäischen Geschichte wird durch die in Teil II versammelten Beiträge beleuchtet. Dariusz Kołodziejczyk (Warschau) zeigt auf der Basis umfanglicher Quellenstudien, dass das weit verbreitete Stereotyp vom Krimkhanat als Parasitenstaat, der unbekümmert um die Folgen nur die engen eigenen Interessen wahrnahm, keiner historischen Überprüfung standhält; schon deshalb nicht, weil man auch auf der Krim als Pufferstaat die geopolitischen Herausforderungen nicht ignorieren konnte und daher eine Politik des Gleichgewichts zwischen den in der Region agierenden Mächten führen musste, ungeachtet der osmanischen Suzeränität. *Mutatis mutandis* wird diese Beobachtung auch durch die Untersuchungen Kirill Kočegarovs und Sándor Papps erhärtet. Der Moskauer Historiker zeichnet in seiner Studie zum Strelitzenaufstand von 1682 nicht nur nach, wie geschickt Bağçasaray die Unruhen und Parteienkämpfe in Moskau nutzte, um das osteuropäische Mächtegleichgewicht auszutarieren, sondern auch wie sehr politisch-strategische Interessen über alle religiösen, kulturellen und sonstigen Unterschiede hinweg die Außenbeziehungen der benachbarten Reiche bestimmten. Man könnte sagen: Das polnische Schibboleth „antemurale christianitatis“ war längst durch die Warschauer Realpolitik seines Inhaltes entkleidet worden. Auch Papps Untersuchung der Inaugurationen der Krimkhane durch die Hohe Pforte vom 16. bis zum 18. Jahrhundert kommt zu dem Ergebnis, dass zwar seit dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts die Entscheidung über die Thronfolge in Konstantinopel getroffen wurde, dessen ungeachtet die Khane aber Gelegenheit fanden, auch etwa über Allianzen mit Polen oder den Kosaken die geopolitische Lage der Krim gegen ihren Suzerän nutzbar zu machen. Abgeschlossen wird der Abschnitt durch einen interessanten Beitrag des Budapester Doktoranden Gáspár Katkó über den Freikauf der 1657 in krimtatarische Gefangenschaft geratenen Angehörigen der siebenbürgischen Truppen des Fürsten György II. Rákóczi. Der Loskauf stellte insofern ein Problem dar, als sich unter den Festgehaltenen zahlreiche Adelige befanden, die hohe Lösegelder versprachen, man aber auf ungarisch-siebenbürgischer Seite wenig Erfahrung mit den Usancen des Freikaufs hatte. Wie hier private Vermittler eine wichtige Rolle spielten und welche Folgen die lange Gefangenschaft für die Betroffenen zeitigte, wird in ersten Konturen angerissen.

Unter der Überschrift „Society and Culture“ präsentiert der Band im dritten Abschnitt zwei thematisch ganz unterschiedliche Abhandlungen, mit denen die Verfasserinnen teils historiografisches Neuland betreten. Die Warschauer Historikerin Natalia Królikowska untersucht Fälle von Mord und Körperverletzung in der Regierungszeit Murad Girays (1678–1683), während Denise Klein tatarische und osmanische Geschichtsschreibung vergleicht. Erstere skizziert knapp, aber aufschlussreich das bisher noch keineswegs umfassend erforschte Justizsystem des Khanats, um dann durch Auswertung der Eintragungen entsprechender Gerichtsregister zu neuen Aufschlüssen über Kriminalität, Gesellschaft und Straf-

verfolgung im Khanat zu gelangen. Diese bestehen im Wesentlichen in der nicht ganz unerwarteten Erkenntnis, dass, anders als idealisierende Darstellungen glauben machen wollen, auch Krimtataren Verbrechen gegen Leib und Leben begangen haben und dass diese nicht als Offizialdelikt behandelt wurden, sondern als Privatklage vor den Kadi gebracht werden mussten. Denise Klein vergleicht Entstehung, Narration, Darstellungsweise und vermutete Adressaten osmanischer und krimtatarischer Berichte aus dem beginnenden 18. Jahrhundert über Episoden der gemeinsamen Geschichte. Die von ihr eruierten Unterschiede sieht sie im legitimatorischen und staatlich-affirmativen Charakter der osmanischen Texte einerseits und den lokalen Einflüssen andererseits, die trotz der engen Kontakte der kulturellen Elite mit dem Reichszentrum der krimtatarischen Historiografie ihren eigenen Charakter verleihen.

Der Wahrnehmung der Krim und ihrer politischen Strukturen in westlichen Augen sind die Artikel im vierten Teil des Buches gewidmet. Stefan Albrecht macht den Leser mit der ersten ausführlichen Darstellung des Krimkhanats, der „*Tartariae descriptio*“ des Marcin Broniewski aus dem Jahr 1579 bekannt. In seiner Analyse untersucht der Mainzer Historiker Entstehungsgeschichte und politischen Hintergrund des Werkes, ordnet es literatur- und ideengeschichtlich ein, erhellt Quellen, Vorläufer und Methodik des polnischen Gesandten, um schließlich mit der Wirkungsgeschichte der „*Descriptio*“ abzuschließen. Die Studie verortet Broniewskis Darstellung zunächst im Kontext klassischer Reisebeschreibungen, die gestützt auf die Altvorderen Bekanntes reproduzierten. Darüber hinaus sind aber offensichtlich auch eigenständige Beobachtungen in den Text eingeflossen, wie Albrechts Recherchen zeigen. Ganz anderer Machart ist dagegen das Krimkapitel in Nicolaes Witsens opus magnum „*Noord en Oost Tartarye*“ von 1692 bzw. 1705. Denn der Amsterdamer Bürgermeister, einer der führenden Wissenschaftler seiner Zeit, hat die Krim nicht aus eigener Anschauung gekannt. Daher musste er in seinem Peter I. gewidmeten Werk auf zahlreiche ihm damals erreichbare Texte und Berichte zugreifen, deren Herkunft und Bedeutung Mikhail Kizilov (Tübingen) in seiner Studie untersucht. Auch wenn Witsens Arbeit, wie der Verfasser hervorhebt, noch nicht den wissenschaftlichen Standard späterer Zeiten erreicht, vermittelt sie einen soliden Überblick über den damaligen Stand der Kenntnisse über das Krimkhanat. Außerdem umfasst Witsens Kompilation Auszüge aus Quellen, deren Originale inzwischen verloren gegangen und nur noch in dem Buch des Amsterdamer Gelehrten zu finden sind.

„Begegnung und Zeremonial. Das Bild der Krimtataren bei Balthasar Kleinschroth und Johann Christian Lünig“ werden von Christoph Augustynowicz einer komparativen und textkritischen Analyse unterzogen. Den zeitlichen Hintergrund bildet die Belagerung von Wien 1683 und der nachfolgende machtpolitische Niedergang des Osmanischen Reiches. Ausgewertet werden in dem Beitrag Zeitzeugenberichte über das Erscheinen tatarischer Gesandter am Wiener und am Warschauer Hof sowie die Begegnung zwischen Tataren und Angehörigen der niederen Stände wie Bauern oder Soldaten. Augustynowicz gelingt es zu zeigen, wie beide Texte zeitbedingte Stereotype transportieren, die aber durch die persönliche Erfahrung, unmittelbare Inaugenscheinnahme und direkte Begegnung gebrochen und in Frage gestellt werden. Die Analyse ist sehr stark theoriegeleitet, was heuristisch durchaus hilfreich ist. Allerdings lässt sich der Verfasser auch zu Überinterpretationen verleiten: Etwa wenn er einem als Gastgeschenk übergebenen Pferd die „Konnotation ausdrücklicher militärischer Bedrohung“ (S. 201) zuschreibt oder die Vermutung ausdrückt, dass „mit dem

Schenken von Speise- und Kleidungsutensilien die Notwendigkeit von Zivilisationsexport bzw. -import“ signalisiert (S. 203) werden sollte. Pferde waren aber bei allen Völkern der Steppe bzw. turk-mongolischer Provenienz Herrschereschenke. Selbst Nikolaus II. wurde damit noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts etwa vom Emir von Buchara bedacht, und der Austausch von wertvollen Stoffen und Prachtgewändern hatte zwar wohl immer auch eine ökonomische oder handelspolitische Komponente, primär fungierte er aber vor allem als Ehrenbezeugung, die lange Zeit Ordensverteilungen ersetzte.

Den letzten thematischen Beitrag liefert Kerstin S. Jobst (Salzburg). Sie untersucht die ersten Jahrzehnte russischer Krimherrschaft bzw. Visionen, Pläne und Legitimationsstrategien im Prozess des kolonialen Durchdringens und Aneignens der Halbinsel. Die Verfasserin zeigt, wie bereits in der Anfangsphase ganz unterschiedliche Elemente die russische Politik bestimmten, sich militärisch-strategische, ökonomische und komplexe imperialistisch-machtästhetische Erwartungen verbanden, die sich zwar nie ganz erfüllten, aber bis zum Schluss der Zarenherrschaft Stoff für entsprechende Visionen boten. Vor allem die Wahrnehmung der Halbinsel als eines nützlichen, schönen und zutiefst russischen Terrains war schon in der Frühphase angelegt und hat sich bis in unsere Gegenwart hinein nicht wesentlich verändert, wie Kerstin Jobst abschließend herausstellt. Insofern stellt die Krim einen Sonderfall dar, der das Greenblattsche Dreiklang-Theorem kolonialer „encounters“: Entzücken – Aneignung – Entzauberung nicht bestätigt.

Der besondere Wert des Sammelbandes, den eine historische Karte des Schwarzen Meeres ziert und ein sehr nützliches Namens-, Orts- und Sachregister abschließt, besteht zunächst in der thematischen Auswahl der Beiträge, die zentrale und bisher wenig untersuchte Kapitel, Aspekte und Strukturen von Staat und Gesellschaft, aber auch die Rolle des Nachfolgekhanats der Goldenen Horde im Mächtesystem Osteuropas beleuchten. Die einzelnen Studien laden zudem zu weiterer Beschäftigung mit ihrem Untersuchungsgegenstand ein, da sie nicht nur den Stand der Forschung referieren, sondern auch offene Fragen benennen und Forschungsperspektiven zeigen, die sich aus ihren Untersuchungen ergeben. Zwar ersetzt die Publikation keine synthetische Darstellung der Geschichte des Krimkhanats, aber ihre Lektüre hilft sehr, Bestimmungselemente, Entwicklungslinien, Wirkungszusammenhänge und Besonderheiten dieses Staatswesens zwischen dem Osmanischen und dem Russländischen Reich, der Rzeczpospolita und dem Heiligen Römischen Reich zu verstehen. Vor allem kommt den Autoren des Bandes das Verdienst zu, mit ihren Studien die Tatarenherrschaft auf der Halbinsel und an der Nordküste des Schwarzen Meeres ihres exotischen Andersseins entkleidet zu haben, um dem Khanat den zustehenden Rang als Akteur der frühneuzeitlichen Staatenwelt Osteuropas zu geben, den es ungeachtet des Suzeränitätsverhältnisses zur Hohen Pforte immer wieder erfolgreich unter Beweis stellen konnte.

Der von Denise Klein herausgegebene Sammelband schließt nicht nur eine seit langem bestehende Lücke in der Krimforschung, sondern wird auch ohne Frage für lange Zeit das Standardwerk zur Geschichte des Krimkhanats sein.

Rudolf A. Mark, Lüneburg



**Ulrich Kronauer (Hrsg.): Aufklärer im Baltikum. Europäischer Kontext und regionale Besonderheiten, Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2011, 263 S.**

Der vorzustellende Sammelband ist eine Kooperation besonderer Art, die vor gut zehn Jahren in der Heidelberger Akademie der Wissenschaften ihren Anfang fand. Damals, 2002, wurde eine Tagung mit lettischen, estnischen und deutschen Wissenschaftlern veranstaltet, deren Ergebnisse in dem Sammelband zur „Baltisch-europäischen Rechtsgeschichte und Lexikographie“ 2009 zusammengetragen werden konnten. Auf der Suche nach einem weiteren verbindenden Forschungsthema, mit dem die erfolgreiche Zusammenarbeit fortgesetzt werden konnte, wurde die Person des zwischen deutscher und deutsch-baltischer Kultur pendelnden Spätaufklärers Carl Gustav Jochmann (1789–1890) gefunden. Über das spezielle Interesse an Jochmann weitete sich die Forschungsperspektive auf die „Aufklärer im Baltikum“. Ausgehend von Jochmanns Leben und seinen Werken wurde vor allem auch das Umfeld seines Wirkens fokussiert. Die Ergebnisse dieses interdisziplinären Austausches liegen nunmehr in dem hier zu besprechenden Sammelband vor.

Thomas Taterka leitet die Abhandlungen mit seinem Beitrag über die wohl bekannteste Figur der „Volksaufklärung“ im Baltikum ein: mit Garlieb Merkel und der Entstehung des deutsch-lettischen Lesebuchs „Das Goldmacherdorf bzw. Zeems, kur feltu taifa“ nach Heinrich Zschokke. Taterka beschreibt Merkel als einen typischen Vertreter der „baltischen Volksaufklärung“, der seine Forderungen nicht in Abstimmung mit der autochthonen Bevölkerung artikuliert, sondern direkt an die russisch und deutsch regierenden bzw. machthabenden Stellen richtete. Merkels Schrift wird vom Verfasser als ein Beispiel für das Vorgehen der deutschen Volksaufklärer vorgestellt, die sich primär um die Hebung von Bildung und Sprache sowie implizit um „moralische Tugenden“ der (hier lettischen) Bevölkerung bemüht zeigten.

Jaan Undusk wirft sodann ein zweites Licht auf Merkel sowie auf den bereits genannten Jochmann als „Vertreter der aufklärerischen Naturrhetorik“ (S. 9). Eine Parallele zwischen beiden Aufklärern sieht Undusk in ihren jeweiligen Naturrhetoriken, in denen estnische und lettische Bauernbevölkerung auf der einen und deutscher Adel auf der anderen Seite kontrastiert werden. Des Weiteren arbeitet Undusk Übereinstimmungen in der Pflanzen- und Tiermetaphorik heraus, die er auf eine gegenseitige Beeinflussung zurückführen kann.

Aldur Vunk wendet sich in seinem Beitrag der „Familie Jochmann“ zu und untersucht das soziale Herkunftsmilieu, die Pernauer „Bürgerschaft“, die Carl Gustav Jochmann allerdings schon in jungen Jahren verließ, um seine schulische Laufbahn zunächst in Riga, dann an der Universität in Leipzig, Göttingen und Heidelberg fortzusetzen. Er folgte damit dem Bildungsweg seines Vaters, der ebenfalls in Leipzig Rechtswissenschaften studiert hatte. Trotz der wenigen Kindheitsjahre, die Jochmann in Pernau verbrachte, ist er als Bürger dieser Stadt durch seine testamentarische Hinterlassenschaft, die Jochmannsche Elementarschule, bis heute in Erinnerung geblieben. So wichtig die frühe Sozialisation und die Herkunft Jochmanns für das Verständnis seiner Werke auch sein mag, so erstaunt die Platzwahl dieses Artikels doch ein wenig und verleiht dem Beitrag eine eher isolierte Stellung in der Gliederung des Bandes.

Auf Jochmann als „klassischen“ Vertreter der Spätaufklärung geht im Anschluss daran Hans-Peter Schütt ein. Dabei bezieht sich Schütt auf die problematische Verwendung des Begriffs „Spätaufklärung“, der im Baltikum mit dem Verweis auf eine Region mit „verspä-

teten Nationen und Landschaften“ (S. 11) Anwendung findet. So schwierig die Diskussion um den Begriff zu führen ist, umso wichtiger wäre es gewesen, wenn diese terminologische Frage in der Einleitung aufgegriffen worden wäre. Auf einem in der Historiografie bislang kaum beachteten Weg zeichnet Schütt visuell, anhand einer Entwicklungsachse (Sinuskurve) die Aufklärung in Phasen (früh, hoch, spät) auf und spricht Unstimmigkeiten in den Phaseinteilungen an. Dieses Zusammenspiel einer Vielzahl von Determinanten, die es für solch eine Darstellungsform zu berücksichtigen gilt, kommt sehr deutlich bei der Bestimmung von Jochmanns Wirken zum Tragen. Denn die Einordnung Jochmanns auf der Zeittangente für die deutschen Länder, in denen für die 1820er Jahre von Restauration und Biedermeier gesprochen werden kann, macht laut Schütt aus Jochmann, dem Fürsprecher und Wiederbeleber aufklärerischer Gedanken, einen „Rhetorbourgeois“, auf der Zeittangente der Ostseeprovinzen hingegen einen baltischen „Spätaufklärer“ (S. 112).

Elisabeth von der Reckes negative Erfahrungen mit dem Hochstapler Giuseppe Balsamo alias Cagliostro werden von Wilhelm Kühlmann anhand ihrer Veröffentlichung bei Friedrich Nicolai in Berlin und Stettin untersucht. Kühlmann interpretiert die 1779 von Recke verfasste Schrift als eine Verschriftlichung des (autobiografisch erfahrenen) Prozesses der Selbstaufklärung (im Kantschen Sinn), von der faszinierten und verführten Frau bis hin zur kritischen, den Hochstapler entlarvenden, mündigen Person.

„Den Zweck der Ehen und den Kastrationskomplex“ stellt Uwe Japp in seinem komparatistischen Beitrag zu einer Schrift von August Wilhelm Hupel („Vom Zweck der Ehen“) und den Dramen von Jakob Michael Reinhold Lenz („Der Hofmeister“ und „Die Soldaten“) dar (S. 135). In dieser kurz gehaltenen Skizze geht Japp auf die Verbindungen zwischen dem Denken Hupels und den literarischen Werken von Lenz ein.

Weniger bekannt als Hupel ist sein (ebenfalls) livländischer Kollege Heinrich Baumann, dessen Werk von Anuschka Tischler in den Fokus ihrer Forschung gehoben wird, wobei sie Baumann als Person eines Netzwerkes von Aufklärern rund um Merkel eingruppiert und auf diese Weise die Wirksamkeit von Netzwerken auch für die Region des Baltikums hervorhebt. Bedauerlicherweise ist eine Rezeption von Baumanns Schriften weitestgehend ausgeblieben, da seine Sammlungen nur fragmentarisch und weite Teile seiner publizistischen Werke nicht hinterlassen sind.

In seiner Überblicksdarstellung hebt Klaus Garber mit dem Fokus auf „kulturelle Zentren“ die „bedeutendsten“ Sammler und Gelehrten aus seinem Sample Literatur sammelnder Personen des Baltikums im 18. Jahrhundert hervor. Garber präsentiert in diesem Kontext das Baltikum als einen „alten deutschen Sprachraum Mitteleuropas“, dessen Spezifika „das fast Mirakulöse dieser freien Entfaltung einer von Deutschen getragenen Kultur im Zeichen der Aufklärung“ seien (S. 168). Überlegenswert bliebe auch bei diesem Beitrag, ob er aufgrund seiner einleitend kommentierenden Einführung in die schriftlichen Zeugnisse der Aufklärung nicht doch sinnvollerweise eine zentralere Position im Aufbau des Sammelbandes hätte einnehmen können.

Dietmar Willoweit beschreibt die wissenschaftliche Situation der Jurisprudenz an der Universität Dorpat am Konzept von Christoph Christian Dabelow, der, seit 1819 an der einzigen Universität der Ostseeprovinzen lehrend, die Einheit der Zivilwissenschaften begründete und dessen „systematisches Denken“ die Kodifizierung der Provinzialrechte (für die Ostseeprovinzen) durch Friedrich Georg Bunge erst möglich gemacht habe. In den Bereich der Rechtswissenschaft ist auch der folgende Beitrag von Ineta Balode anzusiedeln. Unter dem

Titel „Rechtslexik in den deutschbaltischen Wortschatzsammlungen des 18. Jahrhunderts: Johann Gotthelf Lindner (1762) und Gustav Bergmann (1785)“ untersucht sie die beiden Wortschatzsammlungen, die nur partiell im lexikografischen Standardwerk, dem Deutschen Rechtswörterbuch, Aufnahme fanden und aus diesem Grunde bis heute nahezu unbekannt geblieben sind. Balode stellt in ihrer vergleichenden Studie stichprobenartig verschiedene Lexemgruppen gegenüber, um im Ergebnis zu konstatieren, dass die baltischen Besonderheiten gegenüber dem Deutschen Rechtswörterbuch zahlenmäßig gering ausgefallen und auf Entlehnungen aus dem Lettischen und Estnischen zurückzuführen seien.

Die staatliche Politik in den Ostseeprovinzen, „in dem Experimentierfeld russischer Reformen“ (S. 14), wird in den zwei abschließenden Beiträgen von Mati Laur und Ralph Tuchtenhagen thematisiert. Während sich Laur mit dem „Baltikum in der Politik des aufgeklärten Absolutismus“ unter Katharina II. auseinandersetzt, geht Tuchtenhagen näher auf die staatlichen Reformen „zwischen Aufklärung und Absolutismus“ ein. In den sich ergänzenden Beiträgen werden unterschiedliche Schlaglichter auf die innenpolitischen Bestrebungen Katharinas II. geworfen. Beide Verfasser stellen die zaristische Reformpolitik als den Versuch einer administrativen und rechtlichen Vereinheitlichung des Russischen Reiches dar, bei dem die in mehrfacher Hinsicht getragene Sonderstellung – wenngleich temporär und mit unterschiedlicher Durchsetzungskraft – der Ostseeprovinzen angegriffen wurde.

Mit dem vorliegenden Sammelband liegen Einzelaspekte zur Aufklärung im Baltikum vor, in denen v.a. über biografische Ansätze intensive Einblicke in eine Zeit gegeben werden, in der gesellschaftliche Neukonzeptionen und Reformpläne diskutiert wurden. Nachgezeichnet werden konnte, dass sich in allen Teilen der Ostseeprovinzen, vornehmlich in den „Bildungszentren“, Menschen bewegten, die in ihren Arbeitsgebieten neue Ansätze zu etablieren suchten. Dass ihnen dieses oftmals nachhaltig gelungen ist, wird in dieser Publikation auf ansprechende und vielfältige Weise belegt; dass dies auf der anderen Seite nicht ohne den aufklärerischen „Aufschwung“ der Zeit gelingen konnte, der auch oder gerade von einer Regentin wie Katharina II. aufgegriffen wurde, wird dabei unmissverständlich klar.

Über den gewählten biografischen Einstieg wird dem Lesenden die Einbindung der Personen und ihres Schaffens in den so erforderlichen politischen, sozialen und bildungspolitischen Rahmen exemplarisch vermittelt, ohne den die hier vom Herausgeber vertretene These der „verspäteten Aufklärung“ im Baltikum sicher nicht nachvollziehbar wäre.

Anja Wilhelmi, Lüneburg

**Klaus-Jürgen Liedtke: Die versunkene Welt. Ein ostpreußisches Dorf in Erzählungen der Leute, Frankfurt a.M.: Eichborn 2008, 425 S., 49 Schwarz-Weiß-Abb.**

Über 20 Jahre hat der Verfasser, Klaus-Jürgen Liedtke, als Kind einer aus Ostpreußen geflüchteten Familie 1950 geboren, Erinnerungserzählungen von fast 50 Personen aus einem ostpreußischen Dorf gesammelt und daraus eine annähernd chronologische Erzählung gebaut. Was geschildert werden soll, deutet der Buchtitel an: Die versunkene Welt. Ein ostpreußisches Dorf in Erzählungen der Leute.

Die Schilderungen sind chronologisch geordnet. Doch vorgeschaltet ist ein kurzes Kapitel, das einer Person gewidmet ist, deren Lebenslauf etwa den ganzen Erzählzeitraum umfasst – ausgenommen Kriegsende 1945 und Nachkriegsjahre. Eine angehängte Zeittafel

nennt Jahreszahlen zwischen 1887 und 1953. Der Ort, um den es hauptsächlich geht, ist Neu-Kermuschienen, Kreis Darkehmen (Angerapp). Der Ort, im polnischen Teil Ostpreußens gelegen, bestand noch bis 1977.

Die Kapitel berichten von der Landschaft, den Menschen der sieben Höfe und einem Altenteilerhaus in Neu-Kermuschienen, ihren Erlebnissen am Ort und in der Region. Dabei kommen Schilderungen der politikbedingten Zeitumstände nur aus der Perspektive „der Leute“ dazu, wobei auch Irrtümer stehen bleiben. Der ganze Text ist wie eine Erinnerungserzählung, zwar in grammatikalisch korrekte Sätze gebracht, jedoch in einfacher, teils etwas unbeholfener Sprache. Alles dies lässt den Eindruck eines spontanen Erzählens entstehen.

Zur Individualisierung der einzelnen Personen des Dorfes sind ihre Familienzusammenhänge kurz im Anhang geschildert (aufgeteilt nach den Wohnstätten). Ein „Photoalbum“ mit 49 klein und nicht immer sehr deutlich wiedergegebenen alten Privatfotos trägt weiter zum Charakter des Privaten, Personenbezogenen bei.

Der erklärende Untertitel „... in Erzählungen der Leute“ zeigt zugleich ein Bearbeitungsmerkmal: Wer dem Verfasser, der in einer Verlagsbeilage als „Lyriker und Übersetzer“ vorgestellt wird, was erzählte, kann nicht zugewiesen werden. Der Grad der Bearbeitung bleibt unklar. Es sind jedenfalls keine übertragenen Originaltöne, die man liest. Die Erzählungen, wie sie der Verfasser in einer Vorbemerkung nennt, sind vielleicht ebenso seine wie die der Ursprungserzähler. Leider fehlt ein Hinweis, inwieweit der Verfasser mit einigen der behandelten oder erzählenden Personen verwandt ist.

So bleibt die Frage, was dieses Buch ist, Prosa oder Dokumentation? Von beidem etwas, aber durch die Mischung verliert beides. Das Lesen ist auf die Dauer ermüdend durch den gleichmäßigen, spannungsarmen, „kunstlosen“ Erzählduktus. Eine wirkliche Dokumentation findet sich nur im Ansatz, da viele Details im Zweifel nicht belastbar, weil nicht genau dokumentiert sind. Da hilft auch das ostpreußische Vokabular nicht, das den Erzählungen „Atmosphäre“ gibt und in einem Glossar übersetzt wird – Authentizität vermag auch dies nicht zu ersetzen.

Eines aber bleibt dennoch als Stärke dieses Versuchs festzuhalten, Alltagsgeschichte(n) aufzubewahren, der immerhin verdienstvoll ist, in den Worten des Verfassers aus einer Vorbemerkung: „Die Gesamtheit der Stimmen ergibt [...] den unverwechselbaren Tonfall, die Atmosphäre, das Bild einer vergangenen Zeit“. Davon ist reichlich.

Jörn Barfod, Lüneburg

**Christian Lotz: Die anspruchsvollen Karten. Polnische, ost- und westdeutsche Auslandsrepräsentationen und der Streit um die Oder-Neiße-Grenze (1945–1972), Magdeburg u.a.: Meine Verlag 2011, 107 S., ill.**

Manchmal hat man als Wissenschaftler Finderglück und stößt auf etwas ganz Besonderes. Christian Lotz ist es so ergangen, als er im Zuge seiner Promotion über erinnerungspolitische Kontroversen im geteilten Deutschland<sup>1</sup> Karten ausfindig machte, die nicht nur das Problem von Grenzziehung und „Ostgebieten“ besonders anschaulich verdeutlichen, son-

<sup>1</sup> Christian Lotz: Die Deutung des Verlusts. Erinnerungspolitische Kontroversen im geteilten Deutschland um Flucht, Vertreibung und die Ostgebiete 1948–1972, Köln u.a. 2007.

dem die selbst auch Kontroversen im Dreieck zwischen Polen, West- und Ostdeutschland hervorriefen. Besonders umstritten waren die bundesdeutschen Karten bis zur Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze durch Bonn Anfang der 1970er Jahre, und zwar nicht nur im Inland (hierzu liegen bereits Forschungen vor), sondern auch im Ausland. Auf diese kartografischen Auslandsrepräsentationen konzentriert sich Lotz, also auf Auslandswerbekarten, die insbesondere von den Fremdenverkehrsbehörden der einzelnen Länder herausgegeben wurden. Aus der Logik der Tourismusbranche heraus hätte es wahrscheinlich kein Problem geben müssen, denn wozu sollte eine westdeutsche Organisation Werbung für touristische Highlights in den „unter polnischer“ bzw. „sowjetischer Verwaltung“ stehenden Gebieten machen? Aber die Politik wollte es anders, und auch auf den *mental maps* der Akteure waren die früheren Grenzen oft noch fest verzeichnet.

Gestützt auf fundierte methodische Überlegungen – die dankenswerterweise in einen konzisen Literaturbericht im Anhang ausgegliedert sind –, präsentiert Lotz im A4-Format zahlreiche farbig abgebildete Karten aus deutschen und polnischen Beständen. Schon alleine die ästhetische Qualität (und geschichtskulturelle Aussagekraft) dieser Abbildungen lohnt die Beschäftigung mit diesem Buch: Die von der DDR-Gesellschaft für kulturelle Verbindungen mit dem Ausland 1960 vorgelegte, mit rechteckigen Feldern gegliederte und zahlreiche Sehenswürdigkeiten darstellende Überblickskarte über die DDR (S. 26 f.) ist eine reine Augenweide. An dieser und an anderen kartografischen Darstellungen zeigt sich ein Dilemma von Kartenmachern in politisch verminten Kontexten: Wie schafft man es, umstrittene Grenzziehungen so darzustellen, dass sie Auftraggeber wie Rezipienten gleichermaßen zufriedenstellen? Häufig griffen die Kartografen deshalb zu Tricks, indem sie etwa die Länder inselhaft in den aktuellen Staatsgrenzen zeigten, ohne ihre Nachbarn in den Blick nehmen zu müssen. Diese „Inselkarten“ waren jedoch, wie Lotz zeigt, keineswegs ostmitteleuropäische Erfindungen des Kalten Kriegs, sondern in den 1960er und 1970er Jahren weit verbreitet (S. 29). Recht geschickt war es auch, bundesdeutsche Deutschlandkarten kurz vor Oder und Neiße abzuschneiden oder die Grenze zu Polen hinter grafischen Elementen wie verschneiten Bäumen auf einer Wintersportkarte verschwinden zu lassen, um alle mit den Ostgebieten verbundenen Darstellungsnöte zu umgehen. Auch polnische Kartografien standen vor schwierigen Entscheidungen, vor allem bei der Schreibung von Ortsnamen in den einstigen Ostgebieten, den *kresy wschodnie*, obschon hier größere Freiheit geherrscht zu haben scheint als in der DDR-Kartografie, in der man deutsche Ortsnamen in den Ostgebieten aufs Peinlichste vermied.

Besonders eifrig gestritten wurde auf internationalen Tourismusmessen. Lotz zeigt dies beispielhaft an den für die Brüsseler Weltausstellung 1958 und Messen in Utrecht und Brüssel in den 1960er Jahren angefertigten Karten und Werbematerialien. Wenn am bundesdeutschen Stand kartografische Darstellungen verteilt wurden, in denen Deutschlands Grenzen von 1937 auftauchten – was die Regel war –, protestierten die Polen sogleich bei der Messeleitung, woraufhin die Karten meist von den Ständen zurückgezogen wurden. Manchmal jedoch hatten die internationalen Beobachter auch keine Lust mehr auf die historisch verwickelten Argumentationen der ostmitteleuropäischen Aussteller. Als die polnische Delegation 1965 in Brüssel dagegen protestierte, dass die Aufschrift über dem westdeutschen Stand schlicht „Deutschland“ lautete, hielt sie der belgische Außenminister kurz – die Polen sollten sich freuen, dass man zumindest das „über alles“ fortgelassen habe (S. 57).

Lotz stellt ein in mehrfacher Hinsicht besonders farbiges Kapitel deutsch-deutsch-polnischer Verwicklungen dar und liefert einen wichtigen Beitrag zu der politischen Instrumentalisierung von kartografischen Darstellungen und dem langen Fortwirken von Raumvorstellungen. Viele der abgebildeten Karten eignen sich prächtig als Anschauungsmaterial für die Lehre. Alles in allem eine gelungene und grafisch ansprechende Publikation.

Peter Oliver Loew, Darmstadt

**Marju Mertelsmann, Olaf Mertelsmann: Landreform in Estland 1919. Die Reaktion von Esten und Deutschbalten, Hamburg: Verlag Dr. Kovač 2012, 111 S.**

Die vorliegende Untersuchung des Ehepaares Mertelsmann entstand in zwei Etappen. Zunächst untersuchte die Germanistin Marju Mertelsmann vor Jahren in einer Examensarbeit an der Universität Tartu die estnische und deutschbaltische Presse der Jahre 1919 und 1920 unter dem leitenden Gesichtspunkt, wie sich der tiefgreifende Konflikt um die „Agrarrevolution“ (Max Sering, 1857–1939) in Estland in der Kampfsprache der jeweiligen Zeitungsberichte über die Enteignung des Großgrundbesitzes niedergeschlagen hat. Sodann überarbeitete sie gemeinsam mit ihrem Ehemann, dem Historiker und Kenner der Sowjetperiode in der Geschichte Estlands, Olaf Mertelsmann, im Jahr 2011 den vorliegenden Text, der nunmehr einen historischen Rahmen erhielt und als Beitrag zur Gründungsphase der Republik Eesti (Estland) 1919/1920 gelesen werden will.

Das Ergebnis hinterlässt allerdings einen zwiespältigen Eindruck. Einerseits können die Autoren anhand zahlreicher Zitate vor allem aus estnischen Zeitungen (vgl. S. 26 ff.) unterschiedlicher Richtung – „Päewaleht“ („Tageblatt“), „Waba Maa“ („Freies Land“), „Postimees“ („Postbote“), „Tallinna Teataja“ („Revaler Anzeiger“), „Sotsialdemokraat“, „Maaliit“ („Landvolk-Union“) – dem Leser verdeutlichen, wie schwer es den Redakteuren fiel, den vielfach bereits vollzogenen gewaltsamen Enteignungen vornehmlich deutschbaltischer Großgrundbesitzer nachträglich eine rechtlich und politisch überzeugende Begründung zu geben, die dem neuen Staat Estland auch im Ausland die so dringend benötigte Anerkennung bringen sollte. Andererseits hat namentlich der Historiker Mertelsmann zu wenig sachlichen und sprachlich-begrifflichen Aufwand betrieben, um an den Stand der historischen Forschung heranzuführen. Es fehlen zahlreiche Belege für sachliche Behauptungen (S. 10, 13, 16, 45, 90). Pauschale Urteile über den baltischen Adel, deutsche Dünkelhaftigkeit und über mangelnde Bildungschancen für Esten werden aufgestellt (vgl. S. 12, 13, 24, 36, 38, 39, 40, 44, 64). Die Arbeiten von Jürgen von Hehn, Arved Baron Taube (seine grundlegende Abhandlung im Sammelwerk „Von den baltischen Provinzen zu den baltischen Staaten“ wird nicht einmal erwähnt), von Karsten Brüggemann (mit einer spannenden Einführung in den Forschungsstand) und von Tiit Rosenberg werden kaum gewürdigt;<sup>1</sup> entsprechende estnische

1 Vgl. Jürgen von Hehn: Der baltische Freiheitskrieg. Umriss und Probleme; Arved Freiherr von Taube: Von Brest-Litovsk bis Libau. Die baltisch-deutsche Führungsschicht und die Mächte in den Jahren 1918/1919, in: Jürgen von Hehn, Hans von Rimscha u.a. (Hrsg.): Von den baltischen Provinzen zu den baltischen Staaten, Bd. II, Marburg a.d.L. 1977, S. 1-43 bzw. S. 70-236. Nur im Literaturverzeichnis erwähnt, nicht kommentiert: Karsten Brüggemann: Die Gründung der Republik Estland und das Ende des „Einen und unteilbaren Rußland“. Die Petrograder Front des

Titel werden zumeist nur aufgezählt. Es fehlt jede Nennung des Standardwerkes von Juhan Kahk und Enn Tarvel<sup>2</sup> wie auch der beiden vergleichenden Arbeiten des Rezensenten über die baltischen Staaten zwischen 1920 und 1940.<sup>3</sup> Es wäre vielmehr nötig gewesen, mit einer straffen Analyse der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Ausgangsposition 1918/1919 am Ende des Zarenreiches und am Ende des Ersten Weltkrieges zu beginnen und den Forschungsstand zu reflektieren: die einleitenden, oberflächlichen Hinweise (S. 9-28) können diesen methodischen Fehler nicht kompensieren.

Im Übrigen gehen die Verfasser nicht näher auf die Frage ein, ob die Analyse einzelner Artikel aus der estnischen und deutschbaltischen Presse zwischen 1919 und 1920 ausreicht, um soziale und politische Reaktionen zu bewerten und zu verdeutlichen. Auf die Einbeziehung vorparlamentarischer oder parlamentarischer Verhandlungen wird ganz verzichtet, auch fehlt jeder überzeugende Rückbezug auf das beginnende 20. oder gar das 19. Jahrhundert. Verdienstvoll sind Hinweise auf die ausländische Presse – Finnland –, in der die Agrarreform durchaus kritisch gesehen wurde. Die Erörterungen in der deutschbaltischen Exilpresse – die „Baltischen Blätter“ (1922–1930) in Berlin und ihre Vorläufer – werden hingegen völlig ignoriert, obwohl es dort sachkundige kritische Rückblicke und Kommentare zu den Vorgängen in Estland (und natürlich auch Lettland) in Fülle gibt.

Im Mittelpunkt der Diskussionen um die Agrarfrage in Estland steht in Teil I die jeweilige Presse vor Zusammentritt der Konstituierenden Versammlung am 23. April 1919 (S. 29-46), in Teil II die Presse bis zur Verabschiedung des Agrargesetzes vom 10. Oktober 1919 (S. 47-68) sowie schließlich in Teil III die Presse nach der Verabschiedung des Agrargesetzes bis zum Ende des Jahres 1920 (S. 69-88). Der Terminus „Ende 1920“ wird dabei nicht deutlich begründet. Ein überzeugendes Gefälle in der Darstellung ergibt sich aus dieser Gliederung nicht.

Dass die im Jahr 1919 besonders erfolgreichen linken Parteien Estlands – die Arbeiterpartei und die Sozialdemokratie – die Deutschbalten in Bausch und Bogen zu den „Unterdrückern“, „Sklavenhaltern“ und „Verrätern“ rechneten, verwundert nicht. Hier wurden im Kampf um die Stimmen bei der Wahl zur Konstituierenden Versammlung seit dem Frühjahr 1919 zunehmend Klischees unter dem Motto bedient: „Die Feudalordnung wird abgeschafft, und die Nester der Sklavenhalter werden zu Kulturzentren umgestaltet“ (S. 72). Dass sogar Außenminister Jaan Poska im Mai 1919 empfahl, alle Gutsbesitzer zu Landesverrätern zu erklären, überraschte die Radakteure der „Revaler Zeitung“ (die Ende Oktober 1919 verboten wurde) dann doch, zumal sie zu Recht fragten, wie diese pauschale Verurteilung mit der

- Russischen Bürgerkrieges 1918–1920, Wiesbaden 2002; Tiit Rosenberg: Zur estnischen Agrarreform von 1919 in der Geschichtsschreibung, in: Detlef Henning (Hrsg.): Nationale und ethnische Konflikte in Estland und Lettland während der Zwischenkriegszeit, Lüneburg 2009, S. 25-44.
- 2 Juhan Kahk, Enn Tarvel: An Economic History of the Baltic Countries, Stockholm 1997.
  - 3 Gert von Pistohlkors: Estland, Lettland und Litauen 1920–1940. Bevölkerung, Gesellschaft, Wirtschaft, in: Wolfram Fischer u.a. (Hrsg.): Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 6, Stuttgart 1987, S. 729-768 (auch in: Ders.: Vom Geist der Autonomie, Köln 1995, S. 93-132); ders.: Tiefgreifende agrarische Umwälzungen und Umstrukturierungen in den neu gegründeten baltischen Staaten Estland, Lettland und Litauen 1919/1920/1922: Motivation und Ergebnisse bis 1940, in: Karl-Peter Krauss (Hrsg.): Agrarreformen und ethnodemographische Veränderungen. Südosteuropa vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart, Stuttgart 2009, S. 175-205.

Tatsache zu vereinbaren sei, dass ca. 700 Deutschbalten im Jahr 1919 als Freiheitskämpfer im „Baltenregiment“ unter dem estnischen Oberbefehlshaber Johan Laidoner im Kampf gegen die Bol’ševiki standen. Es gelang den deutschbaltischen Politikern und den Zeitungen jedoch nicht, sich Gehör zu verschaffen.

Die Verfasser legen einen gewissen Nachdruck auf die „Agrarkongresse“ (S. 72-76), auf denen die Spitzenvertreter der gemäßigten estnischen Parteien für eine Stärkung des Kleingrundbesitzes eintraten und wütende Gegenangriffe der Sozialdemokraten erfolgreich abwehrten. Der Kampf verlagerte sich nach dem Agrargesetz vom 10. Oktober 1919 von der Konfrontation mit den Deutschbalten auf die publizistische Auseinandersetzung um die Rolle des Staates, der von gemäßigten Reformern wie dem Juristen Jüri Uluots als „neuer Großgrundbesitzer“ apostrophiert wurde. Der Untertitel des vorliegenden Buches „Die Reaktion von Esten und Deutschbalten“ bleibt letztlich unpräzise; es hätte ein Ergebnis der Untersuchung sein können, dass der Kampf um die Stimmen der estnischen Wähler in der neu geschaffenen Öffentlichkeit nach 1919 in den Vordergrund rückte.

Der Schlussabschnitt „Ein Ausblick in die Zukunft“ (S. 89-97) verdeutlicht noch einmal, woran die Darstellung krankt. Die Autoren behaupten ohne Beleg, dass „die Deutschen“ das Land, das an Esten verteilt wurde, „Feindesland“ genannt hätten (diese Wendung ist dem Rezensenten bisher nirgends untergekommen). Dass Esten die verbliebenen „Restgutbesitzer“ – dieser Ausdruck war unter Deutschbalten ganz geläufig – „Edelsiedler“ (S. 90) genannt haben sollen, zeugt wenigstens von Humor, hätte aber mit dem entsprechenden estnischen Wort belegt werden müssen. Vieles bleibt, vor allem auch sprachlich, vage, so dass die zahlreichen Zwischenkommentare der Verfasser eine gewisse Beliebigkeit ausstrahlen: „Die Verfasser haben den Eindruck gewonnen, dass“ (S. 90); „eine gewisse verzögernde Rolle muss [...] natürlich auch die Weltwirtschaftskrise gespielt haben“ (S. 92: gewiss!); „Wegen der großen Umverteilung stiegen nämlich langfristig offensichtlich auch die Arbeitslöhne in der Landwirtschaft erheblich an“ (S. 94). Was heißt hier „offensichtlich“ und „erheblich“? Ohne Zahlen ist dieser Satz überflüssig. Im Übrigen war es ja das Ziel der Agrarreform, dass Familienbetriebe entstanden, die Landarbeiter möglichst überflüssig machen sollten, was in Ernte- und Aussaatzeiten zu Engpässen führte.

Dieses schmale, teure Buch hätte vor der Drucklegung inhaltlich und stilistisch dringend überarbeitet werden müssen.

Gert von Pistohlkors, Göttingen

**Dmytro Myeshkov: Die Schwarzmeerdeutschen und ihre Welten 1781–1871, Essen: Klartext Verlag 2008, 507 S., Tab.**

Die zu besprechende Monografie von Dmytro Myeshkov ist Teil eines am früheren Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf großangelegten Projekts, das sich den Deutschen in Russland und in der Sowjetunion widmete. Der Arbeit waren bereits vor 15 Jahren grundlegende und in methodisch-konzeptioneller Hinsicht richtungsweisende Studien von Detlef Brandes und Dietmar Neutatz über die Deutschen in der Schwarzmeerregion vorausgegangen.

Dmytro Myeshkov, dessen berufliche Laufbahn als Archivar im ukrainischen Dnepropetrovsk, dem früheren Ekaterinoslav und ursprünglichem Sitz des Fürsorgekomitees für die



ausländischen Ansiedler in Südrussland, begann, entdeckte frühzeitig wissenschaftliches Interesse an der Geschichte der Schwarzmeerregion mit ihrer multiethnischen Bevölkerung, zu denen auch deutsche Kolonisten und Mennoniten gehörten und deren Ansiedlungsgeschichte in seiner Arbeitsstätte verhältnismäßig gut dokumentiert war. Rein quellenkundlichen Studien aus seiner Feder folgten historische Analysen zu Teilaspekten der Geschichte der deutschen Kolonisten und Mennoniten im Schwarzmeergebiet, sodass gute Kenntnisse ukrainischer und russischer Archive auf langjährige wissenschaftliche Erkenntnisse trafen und eine solide Basis für das im Jahre 2000 begonnene Dissertationsprojekt bildeten.

Der Verfasser gliedert die Arbeit in zwei aufeinander bezogene Teile. Der erste Teil konzentriert sich auf die innere Welt der Kolonien und beschreibt dementsprechend das Alltagsleben der Kolonisten und Mennoniten, wobei er eine Vielfalt von neu entstehenden Beziehungen innerhalb der schwarzmeerdeutschen Bauerngemeinschaft registriert.

Unter Heranziehung umfangreichen statistischen Materials über die Größe des zugeteilten Landes richtet der Autor seinen Blick auf den Prozess der Herausbildung und Entwicklung verschiedener Typen von Wirtschaften und ihrer Ausstattung, auf die Reaktion der Kolonisten und Mennoniten auf die sich verschärfende Bodenknappheit und auf die damit verbundene Umorientierungs- und Anpassungsstrategie, die, so der Verfasser, im Vergleich mit den Nachbarn erfolgreicher war.

Was die Größe des Anteilandes anbelangt, so kommt der Verfasser zu der Erkenntnis, dass die in der Literatur gängigen Angaben – 60 bzw. 65 Desjatinen für die Kolonisten bzw. die Mennoniten – den in Archivquellen festgehaltenen Daten nicht immer entsprechen und die Anteile nicht selten kleiner ausfielen.

Erstmals werden vom Autor, und zwar in großem Umfang, detaillierte Informationen über Handwerk und Handel in den Kolonien zusammengetragen und analysiert. Am Beispiel zweier Kolonien, dem evangelischen Alexanderhilf und dem katholischen Kleinliebental, werden demografische Aspekte behandelt, die in der Forschung bislang kaum Beachtung fanden. Neu sind dementsprechend die Erkenntnisse über die Bevölkerungsentwicklung, die Alters- und Geschlechterstruktur der beiden Kolonien für verschiedene Jahre, die Geburtenraten und Sterblichkeitsziffern, das Heiratsalter und -verhalten, die saisonale Verteilung der Eheschließungen, die Familienmodelle, wobei sich Letztere fast immer in den jeweiligen wirtschaftlichen Situationen, nicht selten aber auch in der Familienpolitik der im Namen des Staates handelnden Fürsorgeeinrichtungen begründeten. Rekonstruiert werden ferner hygienische Verhältnisse und der Stand der medizinischen Versorgung. Und das alles nicht nur im direkten Vergleich zueinander, sondern vielfach auch zu den deutschen Realien zur Zeit der Auswanderung und zu den zeitgenössischen Gegebenheiten des neuen russischen Heimatlandes. Die Ergebnisse, zu denen der Verfasser gelangt, beziehen sich zwar auf nur zwei Kolonien, können aber auf die gesamte deutsche evangelische und katholische Bevölkerung und – mit gewissen Abstrichen – auch auf die Mennoniten übertragen werden.

Im zweiten Teil konzentriert sich der Verfasser auf das Einleben der Kolonisten und Mennoniten in die neuen natürlichen Bedingungen, die physiologischen und sozialen Aspekte der Adaption. Er präsentiert eine Fülle von Daten über die klimatischen Verhältnisse in den Ansiedlungsgebieten, die Bodenbeschaffenheit, Ursachen und den Charakter der Erkrankungen, die Gründe und die Folgen von Naturkatastrophen und Epidemien, die Bekämpfung von Schädlingen sowie über staatliche Maßnahmen zur Überwindung der häufigen Notstän-

de, die insbesondere in den Anpassungsjahren nicht nur für die deutschen Ansiedler eine überlebenswichtige Rolle spielten. Doch im Grunde genommen geht es dem Verfasser um die Reaktion der Ansiedler und ihrer Nachbarn auf eine Vielzahl von Herausforderungen, den eigenen Beitrag zum Aufbau von geeigneten Sicherungssystemen gegen Missernten, Versorgungskrisen, Seuchen und Plagen, um dem Leben nicht nur ein Stück Normalität abzugewinnen, sondern auch eine Grundlage für den angestrebten wirtschaftlichen Erfolg zu schaffen.

Besondere Aufmerksamkeit des Autors gilt den Beziehungen der deutschen Ansiedler zu ihren Nachbarn und zum russischen Staat. Charakterisiert werden das Umfeld der deutschen Kolonisten und der Mennoniten, die Voraussetzungen wie auch die Zwänge zur gegenseitigen Kommunikation. Gründlich werden die Beziehungen zwischen den Deutschen und den Juden, die in der Schwarzmeerregion in direkter Nachbarschaft siedelten, analysiert. Das in der Literatur oft beschriebene Überlegenheitsgefühl der deutschen Ansiedler insbesondere gegenüber den russischen Bauern wertet der Autor zu Recht auch als Beweis und als Folge der gegenseitigen Kontakte in vielen Lebensbereichen und als normale Reaktion von Menschen unterschiedlicher kulturhistorischer Bindung und Prägung. Denn auch die Kolonisten wurden von ihren Nachbarn nicht selten mit wenig schmeichelhaften Eigenschaften bedacht. Intensive Kontakte erzeugten Reibungsfelder, die übrigens in den häufigsten Fällen überhaupt keinen kulturhistorischen oder ethnischen Hintergrund hatten. Rivalitäten zwischen zwei benachbarten russischen Dörfern waren ebenso häufig und damit gängige Selbst- und Fremdwahrnehmungspraxis in der bäuerlichen Lebenswelt.

Der Verfasser folgt in der Arbeit dem Standpunkt derjenigen Autoren, für die multi- und interethnische, -religiöse und -kulturelle Kontakte nicht nur im Hinblick auf natürliche Reibungsstellen, sondern auch im Hinblick auf Berührungspunkte und Austauschmöglichkeiten von großem wissenschaftlichen Interesse sind. Für vermeintlich „rein deutsche Tugenden“ wie „deutsche Arbeit“, „deutscher Fleiß“, „deutsche Musterrolle“ findet sich in der Arbeit des Verfassers daher ebenso wenig Platz wie für die Glorifizierung der „Lehrmeisterfunktion“ der Schwarzmeerdeutschen, wenngleich an vielen Stellen von „Musterwirten“ die Rede ist.

Anhand des vorwiegend aus Archivquellen gewonnenen Datenmaterials, der Analyse der Vielfalt der Beziehungen innerhalb der schwarzmeerdeutschen Gemeinschaft, der Kontakte zu den natürlichen Nachbarn und der vielschichtigen Verwaltungsstrukturen zeichnet der Verfasser ein Bild der sozialen, religiösen und wirtschaftlichen Positionierung der deutschen Kolonisten und Mennoniten in den einschlägigen regionalen Strukturen im Verlaufe von fast 100 Jahren.

Zum Schluss seien einige kritische Bemerkungen gestattet: An Stellen, die der Verfasser als expliziten Archivfund ausweist, deren inhaltliche Aussage jedoch nicht über das hinausgeht, was in den von Ol'ga Konovalova-Eisfeld bereits vor Jahren herausgegebenen annotierten Findbüchern zum Aktenbestand 6 des Fürsorgekomitees für die ausländischen Ansiedler in Südrussland zu lesen ist, hätte man sich entsprechende Verweise gewünscht. Nicht nur, weil sie dem Eindruck entgegengewirkt hätten, der Autor habe die Findbücher auch an anderen Stellen irgendwie immer nur beiläufig erwähnt, sondern weil derartige und weiterführende Verweise für den interessierten Leser sehr hilfreich wegen der in den Findbüchern enthaltenen Fülle von ergänzendem Material zu den vom Verfasser behandelten Themen gewesen wären.

Eine gewisse Unterbewertung erfahren in Myeshkovs Arbeit auch die für die Historiografie des Themas wichtigen Autoren Jakob Stach und Conrad Keller. Die Berufung auf Viktor Schirmunski (S. 19) ist wegen der im zeitlichen Zusammenhang dominierenden politischen Zwänge nicht überzeugend. Dabei hätte etwa die Einbeziehung von Jakob Stachs bilanzierender Arbeit über die ersten hundert Jahre Siedlungsgeschichte der Deutschen in Südrussland Myeshkovs Lebenswelt-Studien gut getan. Stach war zumindest in der Zeit vor 1917 ein Reformler und um Fortschritte in den südrussischen Kolonien bemüht. Seine Arbeiten besitzen für die Erforschung der Lebenswelten der Deutschen im Schwarzmeergebiet ein durchaus vergleichbares Potential und eine Bedeutung, die Johannes Kufelds Schriften für die Geschichte der Wolgadeutschen seit ihrer „Entdeckung“ durch die neuere Forschung aufweisen.

Wenn es sich denn um keinen Übersetzungsfehler handelt, so scheint mir die schlussfolgernde Behauptung des Autors, dass „einige (zumindest die *katholischen* [Hervorhebung des Rezensenten]) Kolonisten schon vor den Großen Reformen nur noch durch ihren Status an die deutschen Kolonien gebunden waren“, und dass sie „ihre Zukunft außerhalb dieser landwirtschaftlich geprägten Siedlungen“ sahen (zu lesen auf S. 305), ziemlich gewagt und voreilig zu sein.

Diese wenigen kritischen Bemerkungen sollen jedoch den Wert der Arbeit von Dmytro Myeshkov keinesfalls schmälern. Sie folgt, wie eingangs bereits erwähnt, den bewährten und richtungweisenden Forschungsmethoden von Detlef Brandes und Dietmar Neutatz. Ihr wichtiger Vorzug ist die tragende Rolle des lebensweltlichen Ansatzes. Sie greift gezielt auf aktuelle Fragestellungen, Methoden und Erkenntnisse der historischen Demografie und Geografie, der Soziologie und Wirtschaftswissenschaften, aber auch der Klimatologie und der Medizinalgeschichte zurück und gibt dem Verfasser das nötige Instrumentarium zur Rekonstruktion „der von Menschen erfahrenen Wirklichkeit“ sowie zur Fokussierung des Blicks auf Identitätsverschiebungen und Identitätsfindungen im Spannungsfeld zwischen der alten und der neuen Heimat. Und gerade das macht die Arbeit, die zugleich ein wichtiger Beitrag zur Kenntnis der Schwarzmeerregion wie auch der gesamtrossischen Geschichte ist, interessant und erkenntnisreich.

Victor Herdt, Göttingen

**Eckhart Neander, Andrzej Sakson (Hrsg.): Umgesiedelt – Vertrieben. Deutschbalten und Polen 1939–1945 im Warthegau. Beiträge einer Tagung vom 16.–18. Oktober 2009 in Poznań (Posen), veranstaltet von der Deutsch-Baltischen Gesellschaft e.V., Marburg: Verlag Herder-Institut 2010, 130 S.**

Die Umsiedlung der Deutschbalten aus Estland und Lettland 1939 sowie die kleineren Nachumsiedlungen 1941 galten lange Zeit als das „letzte Kapitel baltisch-deutscher Geschichte“.<sup>1</sup> Die so genannte „Ansiedlung“ der Umsiedler zwischen dem Winter 1939 und der Flucht vor der Roten Armee im Januar 1945 im deutsch besetzten Polen – überwiegend im „Reichsgau Wartheland“, aber auch im „Reichsgau Danzig-Westpreußen“ – stand bisher

1 So z.B. der Titel eines Standardwerkes zur Umsiedlung: Jürgen v. Hehn: Die Umsiedlung der baltischen Deutschen – das letzte Kapitel baltisch-deutscher Geschichte, Marburg 1984.

hingegen kaum im Mittelpunkt des historischen Interesses. Allenfalls die Veröffentlichung kleinerer Erinnerungen<sup>2</sup> oder Kolportagen im privaten Kreis älterer Deutschbalten berührten das Thema.<sup>3</sup>

Erst in jüngerer Zeit wuchs das Interesse für das Schicksal der Deutschbalten nach ihrer Umsiedlung, insbesondere für die Frage, inwieweit Deutschbalten nicht nur Objekte einer Umsiedlungsaktion, sondern auch direkt oder indirekt Beteiligte totalitärer Politik und deren verheerender Folgen für die „Bloodlands“,<sup>4</sup> die Länder Europas zwischen Hitler und Stalin, im Zweiten Weltkrieg waren. So wies z.B. Götz Aly darauf hin, dass auch die Um- und Ansiedlung der Deutschbalten weniger ein isoliertes Ereignis baltischen geschichtlichen Selbstverständnisses als vielmehr Auftakt einer verbrecherischen Spirale aus Rassepolitik, Raumplanungen, ethnischen Säuberungen und Ermordung der Juden durch die Nationalsozialisten im Zweiten Weltkrieg war, auf tragische Weise mit der Geschichte von Polen und Juden verknüpft ist und insofern in einem breiteren Kontext interpretiert werden muss.<sup>5</sup> Auch zwei jüngere Veröffentlichungen unter dem Titel „Deutschbalten, Weimarer Republik und Drittes Reich“<sup>6</sup> erweiterten den Kontext der Geschichte von Deutschbalten aus den beiden Staaten Estland und Lettland auf das Beziehungsgeflecht zwischen dem Baltikum und dem Deutschen Reich und stellten Fragen nach ihrem Beitrag zu Demokratie, Diktatur und politischen Verbrechen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Schließlich gelang es der Deutsch-Baltischen Gesellschaft e.V. (vormals Deutschbaltische Landsmannschaft im Bundesgebiet e.V.) unter ihrem Vorsitzenden Eckhart Neander in Zusammenarbeit mit dem Instytut Zachodni (West-Institut) unter ihrem Direktor Andrzej Sakson im Jahre 2009 erstmals eine Konferenz in Poznań (Posen) zu veranstalten, auf der sowohl deutsche und polnische Wissenschaftler als auch Zeitzeugen, Überlebende und Nachkommen versuchten, die deutschbaltische Ansiedlung im „Warthegau“ zu thematisieren und aufzuarbeiten. Die Vorträge dieser Tagung sind in der vorliegenden Veröffentlichung publiziert.

Nach Einführung und Grußwort durch die beiden Veranstalter, in denen Sakson und Neander auch persönliche Zusammenhänge einfließen lassen, stellt zunächst Markus Roth (Marburg) in einem Überblick über die nationalsozialistische Umsiedlungspolitik im besetzten Polen deren Ziele, die beteiligten Institutionen, Methoden und Ergebnisse vor, bevor in zwei weiteren Kapiteln polnische und deutschbaltische Zeitzeugen (zusammengestellt von A. Sakson bzw. Jana Elena Bosse, Mainz) zu Wort kommen und die Schrecknisse der Vertreibungen der Polen und die Beklemmungen der Deutschbalten, die die Wohnungen der Vertriebenen in Besitz nahmen, illustrieren. Maria Rutowska (Poznań) beleuchtet die

2 Vgl. z.B. verschiedene Erinnerungsberichte unter der Überschrift: „Das Wartheland – eine heilige Provinz“, in: Jahrbuch des baltischen Deutschtums XLI (1994), S. 59-150.

3 Eine der wenigen Ausnahmen: Hans-Erich Volkmann: Zur Ansiedlung der Deutschbalten im „Warthegau“, in: Zeitschrift für Ostforschung 30 (1981), S. 527-558.

4 So der Titel des jüngsten Standardwerkes zur Geschichte der Länder zwischen Deutschland und Russland in den 30er und 40er Jahren: Timothy Snyder: Bloodlands. Europa zwischen Hitler und Stalin, München 2011.

5 Götz Aly: „Endlösung“. Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen Juden, Frankfurt a.M. 1995 (mit weiteren Auflagen).

6 Michael Garleff (Hrsg.): Deutschbalten, Weimarer Republik und Drittes Reich, Bd. 1 u. 2, Köln u.a. 2001 u. 2008.

„Aussiedlung“ (Vertreibung) von Polen und Juden aus dem „Warthegau“ in das polnische Generalgouvernement, und Matthias Schröder (Münster) skizziert noch einmal die Umsiedlung und Ansiedlung der Deutschen aus Estland und Lettland (ca. 66 000-70 000 Personen) im besetzten Westpolen. Dabei geht er auch auf bisherige Deutungsmuster von Deutschbalten und die Frage der Freiwilligkeit der Umsiedlung ein („Emigration oder Vertreibung? Zur Typologisierung der ‚Umsiedlung‘“, S. 58 und „Rettung vor dem Bolschewismus?“, S. 61). Markus Krzoska (Gießen) widmet seine Ausführungen den Volksdeutschen, also den zu Okkupationsbeginn bereits im „Warthegau“ lebenden bisherigen Angehörigen der deutschen Minderheit (ca. 325 000 Personen), und ihrer Enttäuschung, von den nationalsozialistischen Besatzern gegenüber den Umsiedlern aus dem Baltikum, aus Wolhynien, aus Bessarabien, der Bukowina und anderen Teilen der Sowjetunion nicht bevorzugt behandelt zu werden. Insgesamt gab es zwischen den verschiedenen deutschen Gruppen (Reichsdeutsche, Volksdeutsche, Deutschbalten, Deutsche aus der UdSSR) mehr Unterschiede und Reibereien, als es der Rasse- und Germanisierungspolitik der Partei lieb war. Hubert Orłowski (Poznań) beleuchtet einige Aspekte des Themas „Deutschbalten im Warthegau“ in literarischen Werken von Johannes Bobrowski, Fred v. Hoerschelmann und anderen, weniger bekannten Schriftstellern. Anna Ziólkowska (Lubon) und Klaus-Peter Friedrich (Marburg) beschreiben das Schicksal der polnischen (4,2 Mio. Personen) und jüdischen (ca. 435 000 Personen) Bevölkerungsgruppen, die nicht ins Generalgouvernement vertrieben wurden und entweder unter unwürdigsten Bedingungen bis zum Kriegsende überlebten oder aber in mehreren Wellen ghettosiert bzw. in Lagern brutal ermordet wurden. Den Abschluss bildet eine Untersuchung von Andrzej Sakson über den Konnex zwischen der Vertreibung der Polen und der Umsiedlung der Deutschen ins „Warthegau“ im polnischen kollektiven Gedächtnis der Nachkriegszeit und jüngsten Vergangenheit.

Wer mehr zur Geschichte der Ansiedlung der Deutschbalten selbst im besetzten Polen zu erfahren hofft, wird allerdings enttäuscht. Sie bildet nur einen Teil der Ausführungen, und Fragen nach einer Beteiligung von Deutschbalten in den Kadern der NSDAP oder der Besatzungsverwaltung bzw. an den Verbrechen gegen Polen und Juden werden kaum gestellt und beantwortet. Auch der Titel des Sammelbandes hätte um das jüdische Thema („Umgesiedelt – Vertrieben – Ermordet“) ergänzt werden müssen, denn das Verdienst der Publikation besteht gerade darin, den Bezug der Umsiedlungsaktion zu den Verbrechen der nationalsozialistischen Bevölkerungspolitik im besetzten „Warthegau“, zum Schicksal der übrigen ethnischen Bevölkerungsgruppen und hier vor allem zum Beginn des Holocaust in Polen hergestellt zu haben. Gerade die Dynamik der ersten Bevölkerungsverschiebungen überforderte rasch die nationalsozialistischen Planer, die gleichzeitig Krieg führen, umsiedeln, ansiedeln, germanisieren, ausbeuten, aussiedeln und vertreiben wollten und die Lösung in der Vernichtung suchten.

So stellt sich gegen Ende der Lektüre unwillkürlich die Frage, inwieweit die große Zustimmung der Deutschbalten zur ersten Umsiedlung und deren reibungslose Durchführung, gewissermaßen als gelungener Prototyp einer Bevölkerungsverschiebung im Krieg, die Nationalsozialisten in ihren verbrecherischen Plänen bestärkt und ermutigt haben; oder anders gefragt: Was wäre gewesen, wenn sich die Mehrheit der Deutschbalten in Estland und Lettland als loyale Staatsangehörige Estlands und Lettlands der Umsiedlung verweigert hätte? Möglicherweise wären einige nach Kriegsende Opfer von Stalins Säuberungen im Baltikum geworden, sie besäßen aber den Respekt der Nachgeborenen vor Widerständlern im Dritten

Reich. Befreit die Unwissenheit im Winter 1939, Instrument deutscher Besatzungspolitik in Polen zu werden, vor der historischen Verantwortung, fünf Jahre lang von dieser Politik profitiert zu haben, mitgelaufen zu sein, manchmal auch mitgehandelt zu haben? Dass die Lektüre der Konferenzergebnisse diese Fragen stellen lässt, macht jenseits der geschilderten Fakten und Opferzahlen die Bedeutung dieser Veröffentlichung aus.

Und zu guter Letzt noch eine formale Kritik: Eine sorgfältigere Redaktion des Sammelbandes hätte einige Fehler vermeiden können. Zwei Beispiele: das erste Umsiedlerschiff verlässt Lettland auf S. 4 am 5. November 1939 und auf S. 54 am 7. November. Wilhelm von Rüdiger, einstiger Präsident der „Deutschen Volksgemeinschaft in Lettland“, mutiert auf S. 4 zu Wilhelm von Reiger, und ein Zitat aus seinen Erinnerungen wird über die Übersetzung aus dem Polnischen statt aus dem Original wiedergegeben. Das sollte nicht sein.

Detlef Henning, Lüneburg

**Andrejs Plakans: A Concise History of the Baltic States, Cambridge: Cambridge University Press 2011, 472 S., 33 Abbildungen, 9 Karten.**

All den anderen in der letzten Dekade erschienenen Gesamtdarstellungen „baltischer“ Geschichte, das heißt mittlerweile nicht nur Estlands und Lettlands, sondern auch Litauens, hat die hier anzudeutende etwas voraus: Der Verlag hat ihr mit 450 Seiten einen vergleichsweise großen Umfang zugestanden. Zugleich ist es jedoch demselben Verlag und seiner Reihenkonzeption geschuldet, dass der Autor auf jeglichen wissenschaftlichen Apparat verzichten musste, weshalb nicht einmal Zitate nachgewiesen werden. Glaubt der Verlag wirklich, zehn oder fünfzehn Seiten mit Endnoten würden das nicht-akademische Publikum abschrecken? Wer an Plakans' Quellen interessiert ist, wird mit einer knappen Sektion „Suggested Readings“ abgespeist, die schon aufgrund der Beschränkung auf englischsprachige Werke nur einen Bruchteil der Literatur spiegelt, die der Autor genutzt hat. Legt man eine strenge Definition von Wissenschaftlichkeit an, befindet sich die Cambridge-Reihe der „Concise Histories“ deutlich außerhalb dieses Bereichs, was freilich über die Qualität der Texte nichts aussagt.

Im Laufe seiner langjährigen Beschäftigung mit baltischer Geschichte ist Plakans zu einem geschätzten Experten vor allem für den lettischen Bereich geworden.<sup>1</sup> Zwar schimmert diese Präferenz zuweilen durch diese Gesamtdarstellung in Form von einem Quäntchen mehr an Details, doch erhalten litauische und estnische Vergangenheiten einen gleichwertigen Rang im Text (auch wenn ein estnischer Autor kaum das estnische Kulturautonomiegesetz von 1925 oder die olympischen Segelregatten in Tallinn 1980 übergangen hätte). Sehr viel Mühe verwendet der Autor auf die Integration des litauischen Aspekts der regionalen Geschichte, die ihm z.B. im Kapitel „Social orders and language communities“ (S. 159-169) meisterlich gelingt, auch wenn er mit Recht darauf verweist, dass die Vorstellung einer „baltischen“ Einheit von außen importiert ist. Er hält dies für ein „annoying element“ der westlichen Imagination, welche das sowjetische *Pribaltika*-Konzept spiegele (S. 378, 404). Die gerade für die frühere Zeit manchmal recht künstliche Verbindung von litauischer mit

1 Andrejs Plakans: *The Latvians: A Short History*, Stanford 1995; ders. (Hrsg.): *Historical Dictionary of Latvia*, Lanham 1997, <sup>2</sup>2008.

livländischer Geschichte erhält bei Plakans jedoch dadurch einen interessanten Akzent, dass er immer wieder betont, wie sehr sich auch die lettgallische Vergangenheit von der lettischen unterscheidet. Oft verweist er zur Unterstützung seines differenzierenden Ansatzes für diese Regionalgeschichte auf Elemente der Sprachentwicklung, wobei eben gerade Latgale ein gutes Beispiel für Eigenständigkeiten ist. Faszinierend zu lesen ist der Abschnitt zu den „vernacular languages“ im Kapitel „Religion and the printed word“ (S. 112-118).

Wie für dieses Genre üblich, liegt der Fokus auf der Zeit seit Mitte des 19. Jahrhunderts, wobei die Zeit nach 1991 sogar überdurchschnittlich viel Raum erhält. Es ist interessant, dass Plakans sich entschieden hat, die Phase von 1855 bis 1940 in nur zwei Kapiteln mit der Zäsur 1905 zu behandeln, wodurch die Phase der Unabhängigkeit der drei Staaten zumindest in formaler Hinsicht abgewertet wird. Das ist zunächst umso überraschender, als die Titularvölker der heutigen Staaten *cum grano salis* im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit des Autors stehen. Das heißt nicht, dass Plakans die regional über Jahrhunderte in der Region entscheidenden Gruppen der Deutschen, Schweden und Polen überginge. Aber es ist bezeichnend in dieser Hinsicht, dass die für das mittelalterliche (deutsche) Livland so wichtige Hanse etwa nur als ein Faktor unter vielen erwähnt wird, ohne dass sich jedoch ihre Bedeutung für Wirtschaft und Wohlstand der livländischen Städte (die ohnehin etwas zu kurz kommen) daraus ableiten ließe. Aber dieses Buch will keine Wirtschaftsgeschichte sein, und es ist auch keine Kulturgeschichte. Dabei macht es sogar Sinn, dass sich Plakans rigoros nur auf die wichtigsten Namen aus dem Bereich der Literatur z.B. beschränkt. Üblicherweise liest man in derartigen Übersichtswerken lange Listen von Namen und herausragenden Werken, die pflichtschuldigst aufgezählt werden, ohne dass deren soziale Rolle wirklich analysiert wird. Was Plakans somit geliefert hat, ist eine höchst konzise, unbedingt lesenswerte, weil qualitativ und auch stilistisch – soweit man dies als Nicht-Muttersprachler beurteilen kann – hochwertige Darstellung der baltischen Vergangenheit mit einem Schwerpunkt auf der politischen und sozialen Geschichte.

Über die Nachbarn der Esten, Letten und Litauer erfahren wir nicht viel. Unumgänglich ist aber die Behandlung des russischen Faktors in der Regionalgeschichte, das weiß auch Plakans. Hier jedoch offenbart sich eine Schwäche des Bandes, denn der östliche Nachbar wird – recht traditionell – als antagonistische Kraft gesehen. Dass dieses Konzept nicht weit trägt, erkennt man an der Feststellung, es sei „puzzling“, dass die Fürstentümer der Rus' nicht die Ostseeküste erobert hätten (S. 32). Diese Frage haben sich schon slawophile Historiker im 19. Jahrhundert gestellt, ohne auf die naheliegende Antwort zu kommen: Es war nicht nötig. Der Handel Novgorods mit den livländischen Städten florierte und die litauischen Gebiete waren ohnehin dynastisch eng mit der Rus' verbunden. Wenn es zu militärischen Auseinandersetzungen kam, ging es eben um Handelsprobleme oder dynastische Konflikte, nicht jedoch um jenes quasi genetische russische „Streben zur Ostsee“, das spätere Ideologen ausgemacht haben. Es ist vielleicht auch etwas zu prophetisch formuliert, dass Peter I. bereits verstanden haben soll, er bzw. seine Nachfolger auf dem Thron könnten mit den 1710 verliehenen Privilegien der Ritterschaften und Städte nach eigenem Gutdünken verfahren, wenn die Situation dies verlangen sollte (S. 129). Was für Peter als absoluter Herrscher ohnehin selbstverständlich war, brauchte eine mentale Abkehr von dem Prinzip der Allianz der Aristokratien, um wirklich zu einem Zankapfel zwischen Zentrum und Peripherie zu werden; die Voraussetzungen hierfür schuf erst das Aufkommen des Nationalismus seit Mitte des 19. Jahrhunderts.

Dass slawophile Journalisten „cultural uniformity in the western borderlands“ befürwortet hätten (S. 224), ist in der Vereinfachung der Aussage sicher dem Problem des Umfangs geschuldet (denn darüber, wie diese „cultural uniformity“ aussehen sollte, waren sich auch die Slawophilen nie einig). Schwierig wird es, wenn konsequent von einer „systematic policy of Russification“ (S. 256 f.) gesprochen wird, unter der offensichtlich die Übertragung von Maßnahmen aus dem polnisch-litauischen Bereich auf die Ostseeprovinzen verstanden wird. Für St. Petersburg waren diese beiden Regionen jedoch völlig unterschiedlich, nicht zuletzt wegen der offenkundigen Loyalität der Deutschen im Vergleich zu den „aufständischen“ Polen. Dass „Russification“ offizielle Politik auch nach 1905 geblieben sein soll (S. 275), ist zumindest für die Ostseeprovinzen nicht stichhaltig, wurde doch die einzige wirklich potentiell „russifizierende“ Maßnahme, die Einführung des Russischen als Unterrichtssprache von der ersten Klasse an, damals aufgehoben. Plakans selbst erklärt kurz darauf (S. 282), dass in der Folge das Problem der „cultural extinction – germanisation, russification“ irrelevant geworden sei. Es stimmt, dass Deutsche wie Russen noch in den 1870er Jahren davon ausgingen, Esten und Letten als Bauernvölker hätten keine Zukunft als eigenständige kulturelle Kollektive. Den Beweis, dass die Zentralregierung genau dies, die Vernichtung der estnischen und lettischen Kulturen, auf administrativem Wege systematisch herbeiführen wollen (oder was soll „Russification“ denn genau heißen?), muss Plakans jedoch schuldig bleiben. Allen Projekten dieser Zeit, seien es die größtmögliche Integration in das russische Imperium, die sozialistische Alternative oder die ultimative Realisierung nationaler Aspirationen, war eben eine utopische Note eigen.

Diese latente Stereotypisierung des russischen Faktors als etwas Bedrohliches und Hinderliches (aus der Perspektive der nationalen Selbstbestimmung der autochthonen Völker) wird zuweilen an Details deutlich. So schreibt Plakans, baltische Intellektuelle hätten nach 1905 „western European, Scandinavian and even Russian models of modernity“ gesucht (S. 280). Aber genau das waren die Jahre, wo diese russischen Modelle auch im Westen extrem *en vogue* waren. Für baltische Künstler mag nichts anderes so nahe gelegen haben wie die Vorbilder der russischen Avantgarde, so dass das „even“ hier fehl am Platze ist. Ob es vor 1917 wirklich unter Esten und Letten wie unter ihren südlichen Nachbarn „strong anti-Russian feelings“ gab (S. 282), wäre vielleicht auch zu differenzieren. Sicher gab es ein Ressentiment gegenüber den Vertretern der imperialen Macht, aber inwieweit hier ethnische Stereotype griffen, ist schwer zu sagen. In diesem Kontext erstaunt auch, dass Plakans den Umstand, dass Zehntausende von Esten und Letten orthodoxen Glaubens waren, übersieht und selbst der livländischen Konversionsbewegung der 1840er Jahre kaum Aufmerksamkeit schenkt (S. 200). Auch bleibt es einseitig, der Roten Armee in Bezug auf das Jahr 1919 vorzuwerfen, sie habe trotz der laufenden Waffenstillstandsverhandlungen Estland ständig attackiert, wenn der gleichzeitige Angriff der Nordwest-Armee General Judeničs auf Petrograd, der schließlich von Esten unterstützt wurde, verschwiegen wird (S. 301).

Andrerseits ist es immer wieder der Faktor der nationalen Frage, für dessen Erläuterung dem Autor brillante Passagen gelingen, so z.B. im Kontext der Revolution von 1905 (S. 271). Wie anders kann man etwa die Unabhängigkeitsdeklarationen von 1918 interpretieren als „expressions of hope that further developments would prove beneficial to the national cause“ (S. 299)? Mit der Überschrift dieses Unterkapitels – „Carpe diem“ (S. 293) – macht der Autor klar, dass die Gründung von Nationalstaaten mitnichten Resultat irgendeiner historischen Gerechtigkeit oder gar Gesetzmäßigkeit war. Vielleicht kann man hierin auch einen Grund



dafür vermuten, warum der Autor den Jahren 1918 bis 1940 kein eigenes Kapitel gewidmet hat. Gelungen ist auch Plakans' Versuch, die Hinwendung zu autoritären Regimen in der Zwischenkriegszeit nicht nur mit dem vielzitierten gesamteuropäischen Trend zu erklären, sondern auch mit einer Utopie-geleiteten „results-oriented conception of national independence“ (S. 320). In ihrem Schatten hätten die Menschen nach dem Ende der Fremdherrschaft auf eine unproblematische Zukunft gehofft, weshalb viele nur allzu bereit gewesen seien, ein offenbar unbefriedigendes politisches System nach Belieben zu verändern, bis schließlich eine Version greifbar war, die die erwünschten Resultate zu versprechen schien: der starke Mann an der Spitze. Diskussionswürdig mag indes die recht apodiktisch vorgetragene These anmuten, die baltischen Staaten hätten auch dann keine Chance auf Rettung gehabt, wenn sie bis 1940 demokratisch geblieben wären (S. 330). Zwar mag dies in Bezug auf das Resultat stimmen, doch wäre es wohl wenigstens kaum zu der unwürdigen Situation gekommen, in der die Regierungen alles versuchten, um der Bevölkerung den Ernst der Lage zu verheimlichen (S. 340).

Ganz in seinem Element ist der Autor bei der Schilderung der Situation auf dem Lande. Die Rosensche Deklaration von 1739 und die These, die Bauern hätten im Laufe des 18. Jahrhunderts immer mehr arbeiten müssen (S. 131 f., 177, 182), ist zwar von estnischen Autoren mittlerweile relativiert worden (Mati Laur), doch sind Plakans' Schilderungen der Auswirkungen der Leibeigenschaft eindrucklich (S. 106-111). Gelungen sind auch die Auswertungen von statistischem Material wie z.B. zur Entwicklung Rigas (S. 244 f.) und die dankenswerte Zusammenstellung von Zahlen zum Phänomen der Emigration in Bezug auf alle drei Völker (S. 253 f.). Auch die Sowjetzeit findet sich bestens in die Narration integriert und im Großen und Ganzen angemessen repräsentiert. Deutlich wird die Spannung zwischen der Atmosphäre der Angst und der Notwendigkeit der Anpassung an ein Regime, das gekommen war, um zu bleiben. Dem Forschungsstand gemäß finden die Zeiten der Brüche – Sowjetisierung und Perestrojka – ausführlicher Behandlung als die weitaus längere Phase der sowjetischen „Stagnation“ (oder doch: „Stabilität“?).

Da es Rezensenten immer leichter fällt, Dinge zu kritisieren, seien abschließend noch einige beckmesserische Kleinigkeiten gestattet. Missverständlich ist z.B. Plakans' Formulierung, aufgrund der Verteilung von Immobilienbesitz hätten die Esten zu Beginn des 20. Jahrhunderts „few realistic claims about ‚ownership‘ of political space“ machen können (S. 279). In der Tat war die politische Macht zu diesem Zeitpunkt nicht nur in einigen kleineren Städten, sondern Ende 1904 auch in Tallinn auf die Esten übergegangen. Unklar bleibt, wann die Wahlen zur lettischen Verfassungsgebenden Versammlung stattfanden: bereits 1919 (S. 324) oder – richtig – erst 1920 (S. 310)? Leider sind dem Verlag auch die Diakritika der drei Sprachen zuweilen durcheinander geraten: Im Falle von Jaan Poška und Rolandas Pakšas wären die Häkchen über dem s überflüssig gewesen (S. 296, 442). Die Karte 9 (S. 361) zeigt nicht nur einen recht phantasievollen Gebrauch verschiedener Diakritika, sondern auch einige kleine Orte, auf die man wohl nur kommt, wenn man die Geschichte der estnischen Waldbrüder erforscht, wie z.B. Kilingi-Nõmme und Kautla, die bei Plakans jedoch keine Rolle spielen.

Nach Andres Kasekamp hat mit Andrejs Plakans ein weiterer Balte mit Exilhintergrund (wenn auch aus einer älteren Generation) eine Gesamtdarstellung baltischer Geschichte unter Einschluss Litauens geschrieben. Es stellt sich unwillkürlich die Frage, ob estnische, lettische oder gar litauische KollegInnen heutzutage für ein solches Projekt zu gewinnen

wären, denn zu sehr scheinen sich die einzelnen Historiografien voneinander entfernt zu haben. Während Kasekamps viel kürzere Darstellung vor allem einen zuverlässigen Überblick bietet, wird Plakans' vorzügliches Buch bis auf weiteres das Maß aller Dinge als Einstiegslektüre sein, ist man gewillt, einige Muße für die baltische Geschichte aufzubringen, um sich ernsthaft mit der vielschichtigen und komplexen Vergangenheit einer auf den ersten Blick so unscheinbaren Region am östlichen Rand der Ostsee zu beschäftigen.

Karsten Brüggemann, Tallinn

**Maren Roeger: Flucht, Vertreibung und Umsiedlung. Mediale Erinnerungen und Debatten in Deutschland und Polen seit 1989, Marburg: Verlag Herder-Institut 2011, 377 S.**

Vertreibung? Oh nein, nicht schon wieder, ist der professionelle Beobachter der Debatten der letzten Jahre geneigt zu sagen. Doch bei der Lektüre des zu besprechenden Bandes stellt sich rasch heraus, dass die letzte (?) große Welle der Beschäftigung mit diesem Thema, die bis in die unmittelbare Gegenwart reicht, nun selbst zum Objekt wissenschaftlicher, hier insbesondere medienwissenschaftlicher, Analyse geworden ist. Die Verfasserin untersucht in ihrer Gießener Dissertation schwerpunktmäßig die medialen Vertreibungsdiskurse und ihre Protagonisten in Deutschland und Polen. Dabei kommen neben den klassischen Formen der Erinnerung literarischer Art den Printmedien und dem Fernsehen eine besondere Bedeutung zu. Sichtbar werden hierbei die enge Verflechtung der nationalen Diskurse, aber auch deren – durch bewusste oder unbewusste Missverständnisse – jeweilige Grenzen. Neu ist die systematische Auswertung deutscher wie polnischer Tages- wie Wochenzeitungen sowie – wohl erstmals – eines wichtigen Teils der öffentlich-rechtlichen Fernsehprogramme in beiden Ländern. Die Rolle der Medien als eigenständige Akteure, die mittels Agenda-Setting erheblichen Einfluss auf die Entwicklung öffentlicher Diskurse ausüben, tritt auf deutscher Seite insbesondere anhand des „Spiegels“, aber auch der „FAZ“ und der „Süddeutschen Zeitung“, klar hervor. Röger kann ganz deutlich zeigen, dass das seit Ende der 1990er Jahre neue Interesse am vorher in großen Teilen der Bevölkerung leicht anrühigen Thema von Flucht und Vertreibung in einer Kombination des Wirkens von Leitmedien, der neuen Führung des Bundes der Vertriebenen (BdV) unter Erika Steinbach und des Erfolgs bestimmter belletristischer Werke wie etwa der Novelle „Im Krebsgang“ des Nobelpreisträgers Günter Grass zu suchen ist. Der konkrete Nachweis, wie jener „Rewriting“-Prozess der Medien abläuft, ist naturgemäß quantitativ nicht zu erbringen. Wichtig scheint es aber zu sein, dass sich im deutschen Kontext der von den Medien vermittelte faktografische Hintergrund in der Regel nicht auf neuere wissenschaftliche Arbeiten stützte. Zudem erfolgte gerade in den zahlreichen Fernsehsendungen seit den 1980er Jahren eine deutliche Zunahme der Emotionalisierung, die jedoch wohl als Folge eines allgemeinen Trends gesehen werden muss, der auch und gerade die Berichterstattung über den Holocaust betrifft. Hier haben wir es zugleich mit einer quantitativen Entwicklung zu tun, die sich auch in recht hohen Einschaltquoten niederschlug.

Rögers Arbeit spricht eine Vielfalt ganz unterschiedlicher Themenfelder an, auf die hier nicht alle eingegangen werden kann. Sie vermeidet simple Antworten, zeigt aber zugleich, wie bestimmte ältere, teilweise aus NS-Diskursen stammende Narrative in der deut-

schen Öffentlichkeit bis zum heutigen Tage weiterwirken. Besonders wichtig sind die Untersuchung der Rolle der „Zeitzeugen“ und der deutschen wie polnischen Journalisten im Nachbarland sowie der Hinweis auf die Betonung des Opfermotivs unter Ausklammerung etwaiger vorheriger Täterschaften. Auffallend ist, dass die Parallelisierung deutscher und polnischer Vertreibungsschicksale in der Bundesrepublik zwar einen gewissen Fortschritt darstellt, davon aber nur die Zeit nach 1945 betroffen ist, während die deutschen Vertreibungen in Polen nach 1939 kaum erwähnt werden.

Für den polnischen Kontext analysiert Röger die Schwankungen im Bild der deutschen Vertriebenen vor 1989, in den 1990er Jahren und im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrtausends, wobei sie auch hier der Konkurrenz der Leitmedien eine wichtige Bedeutung zugeht, zugleich aber auf die offizielle Geschichtspolitik des nationalkonservativen Kaczyński-Lagers verweist. Bei aller klaren Selbstpositionierung vermeidet die Autorin allzu einfache, moralisierende Antworten und versucht, allen Beteiligten gerecht zu werden.

Besonders innovativ ist das Kapitel über das Bildprogramm der Diskurse, auch wenn aufgrund der gewählten Publikationsform die Analyse nur selten anschaulich dargestellt werden kann. Hier zeigt sich nicht nur, dass die Darstellung des Flüchtlingstrecks seit jeher zentrale Ikone und visueller Schlüssel zur Behandlung des Vertreibungsthemas in Deutschland gewesen ist, sondern auch, wie im Erinnerungsdiskurs ganz verschiedene Motive auf bildlicher Ebene zusammengebunden wurden. Dabei kommt der Verwendung von Frauen- und Kinderbildern eine zentrale Rolle zu, selbst wenn nicht immer klar ist, wie die jeweiligen Aufnahmen zustande gekommen sind. Immerhin gelang aber auch der Nachweis, dass die Verknüpfung von Vertreibung und Holocaust anders als in vielen unsäglichen Stellungnahmen organisierter Vertriebener hier nur in den seltensten Fällen zu beobachten gewesen ist. Interessant ist auch der Hinweis auf die Folgen und Nicht-Folgen der Medienstrategie des BdV, die Jugoslawien-Kriege der 1990er Jahre in einen unmittelbaren Bezug zu Flucht und Vertreibung der Deutschen zu setzen, wie sie in den eigenen Ausstellungsprojekten am deutlichsten wurde. Die diesbezügliche Bilderpolitik erscheint hier als Folge schriftlicher Parallelisierungen, während etwa in Polen generell keine Vergleiche dieser beider historischen Phänomene zu beobachten waren. Anders verhielt es sich bei der beliebten Narration von der (unschuldigen) Natur, wie sie bei der Stilisierung der ostpreußischen Landschaft genauso zu beobachten ist wie in polnischen Kresy-Inszenierungen. Und schließlich kann auf polnischer Seite vor allem in den Jahren nach 2000 die Visualisierung des Feindbildes BdV einerseits im Rekurs auf NS-Motive, andererseits in der allgemein frauenfeindlichen Darstellung der „Domina“ Steinbach idealtypisch beobachtet werden.

Wenn es doch einige kritische Anmerkungen zu verzeichnen gibt, dann betreffen diese weniger die Hauptthesen des Buches, sondern einzelne Aspekte. Das Nachzeichnen der „vertreibungspolitischen“ Debatten in der Bundesrepublik wie in Polen vor und nach 1989 bleibt etwas an der Oberfläche. Hier wird nicht immer die grundlegende Literatur verwendet (etwa fehlen Hinweise auf die zentralen Arbeiten von Bernard Linek und Michael Hirschfeld, die bahnbrechende Rolle westdeutscher Journalisten wie Ludwig Zimmerer und Hansjakob Stehle in den 1960er Jahren wird nicht erwähnt). Sachliche Fehler finden sich wenige (Andrzej Sakson war in den 1990er Jahren noch nicht Direktor des Posener West-Instituts, der tschechische Name der untergegangenen Stadt Duppau lautet Doupov, auf S. 129 fehlt der Nachname Berthold Kohlers). Gewisse Zweifel sind an Teilen der Konstruktion typischer Erinnerungsorte von Flucht und Vertreibung erlaubt. Hier wäre es vielleicht sinnvoller

gewesen, die vor allem museal erzeugten Objektfixierungen auf Koffer und Schlüssel, die medial allerdings nicht so bedeutend gewesen sind, in den Vordergrund zu stellen. Bis auf eine kurze Phase in den 1990er Jahren spielte dagegen Lamsdorf/Lambinowice in der deutschen Öffentlichkeit nie eine größere Rolle und das „Phänomen Nemmersdorf“ wiederum nicht für den deutsch-polnischen, sondern nur für den deutsch-russischen Kontext. Die These, Nutzer, die revanchistische Inhalte auf „YouTube“ hochladen, seien vor allem Jugendliche gewesen (S. 293), ist nicht belegt und auch generell in Zweifel zu ziehen. Etwas lästig bei der Lektüre ist es, wenn bei den zentralen wissenschaftlichen Gewährsleuten bestimmter Thesen immer wieder Funktion und Name im Text genannt werden und dabei Akteuren eine wichtige Rolle zugewiesen wird, die sie zwar beim Zustandekommen dieser Doktorarbeit, nicht aber im deutschen Vertreibungsdiskurs gespielt haben. Ein aufmerksameres Lektorat hätte zudem eine Reihe kleinerer Wiederholungen in den Kapiteln vermeiden helfen können.

Diese Quisquilien, die bei einer etwaigen Neuauflage zu beachten wären, sollen die große Bedeutung des Buches jedoch in keiner Weise schmälern. In der Zusammenführung verschiedener Themenfelder und der Auswertung diverser Medien, vor allem im audiovisuellen Bereich, in der Darstellung der deutschen und polnischen Presselandschaft sowie in der Analyse der Narrationsstrategien verschiedenster Akteure hat Maren Röger eine wichtige Vorreiterrolle eingenommen. An ihre Interpretationen wird es in den nächsten Jahren anzuknüpfen gelten.

Markus Krzoska, Gießen

**Anna Schor-Tschudnowskaja: Gesellschaftliches Selbstbewusstsein und politische Kultur im postsowjetischen Russland. Eine Studie zu den Deutungsmustern „eigen“, „unser“ und „fremd“, Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft 2011, 299 S.**

Die vorliegende Arbeit ist aus der Dissertation hervorgegangen, welche die Autorin als Doktorandin und wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Hessischen Stiftung Friedens- und Konfliktforschung in Frankfurt a.M. recherchiert und verfasst hat. In der Sowjetunion geboren und mit den vielfältigen Transformationsproblemen sowie den Wandlungsprozessen der postsowjetischen Gesellschaft vertraut, hat die Verfasserin ein Thema zentraler Bedeutung für die politische Gegenwart der Russländischen Föderation als Gegenstand ihrer Studie gewählt. Die vielen im Westen oft unerklärlich erscheinenden politischen Entscheidungen der Regierenden in Moskau sowie das als widersprüchlich wahrgenommene Verhalten der gesellschaftlichen Eliten des größten GUS-Staates verlangen Erklärung und Deutung, die Schor-Tschudnowskaja liefern will. Mit Hilfe methodischer Verfahren der Psychologie, Soziologie und Demokratietheorie analysiert sie daher grundlegende Elemente und Befindlichkeiten des gesellschaftlichen Selbstbewusstseins in Russland, um die Grundlagen der politischen Kultur und die Perspektiven für eine echte Demokratisierung des Landes auszuloten. Dazu versucht sie, die Deutungen der zentralen Begriffe „eigen“, „unser“ und „fremd“ sowie deren Stellenwert und Dimension im politisch-gesellschaftlichen Denken der russländischen Gegenwart auszuleuchten und im Kontext des Demokratisierungsprozesses zu werten.

Gegliedert ist die Studie in zwei größere Teile. Im ersteren skizziert die Autorin das Problemfeld und die historischen Rahmenbedingungen, d.h. die Erfahrungswelt des Sowjet-

alltags, die Erziehung zum „neuen Menschen“, dem „homo sovieticus“ und referiert die Befunde zu den genannten Deutungsmustern in der Forschungsliteratur. Dem folgen theoretische Betrachtungen, Ein- und Abgrenzungen der Begriffe sowie deren Definitionen und Anwendungen als Analysekategorien in den drei genannten Wissenschaftsdisziplinen. Hier werden sehr luzide vor allem die sozial-kognitiven Theorien G.H. Meads und Jean Piagets vorgestellt und die vielfältigen Zusammenhänge und Wechselwirkungen zwischen Kognition und sozialer Integration sowie die Bedeutungsdimensionen von sozialer und kultureller Fremdheit als Phänomene kommunikativer Aushandlungsprozesse konturiert. Demokratietheoretisch lehnt sich Schor-Tschudnowskaja stark an Jürgen Habermas an, dessen „Theorie des kommunikativen Handelns“ ihr die Argumente liefert für ein modernes Verständnis von Demokratie und politischer Kultur, die nur aus der Verschränkung zwischen „eigen“ und „nicht-eigen“, nämlich „anders“ oder „fremd“, entstehen können. Das „Eigene“ bedarf des „Fremden“, weil nach Habermas wie nach Piaget Rationalität die Grundlage von Toleranz bildet. Letztere gründet also zunächst auf der Vorstellung, „dass die Entwicklung der kognitiven Fähigkeiten oder der menschlichen Rationalität – ob individuell oder soziohistorisch gesehen – autonom nicht möglich und auf den Zusammenstoß mit Nicht-Identischem, mit fremden Standorten und Ansichten angewiesen“ (S. 141) ist.

Im zweiten Teil der Studie wird den Deutungsmustern im gegenwärtigen Russland nachgegangen. Dazu hat die Verfasserin 200 Fragebögen sowie die Ergebnisse von 22 qualitativen Interviews ausgewertet, für die Studierende an Petersburger Hochschulen gewonnen werden konnten. Nach Erläuterungen zu Befragung und Interviews sowie der Wiedergabe einiger Fallbeispiele geht Schor-Tschudnowskaja schließlich auf die gewonnenen Befunde ein, die sie einer ausführlichen Analyse unterzieht. Auffallend ist dabei die Beobachtung, dass „unser“ und „eigen“ als Bezeichnungen und Deutungsmuster sehr weitgehend der Sphäre privater Beziehungen zugeordnet werden und häufig Argumente gegen die Verwendung solcher Begriffe in der Öffentlichkeit vorgebracht wurden. Bemerkenswert ist auch die Tatsache, dass sowohl die Interview-Partner als auch die Befragten Begriffe wie „fremd“ oder „Fremde“ kaum verwendeten und auch sehr große Schwierigkeiten bei Definitionsversuchen hatten. In den Fällen, in denen jene benutzt wurden, trat aber auch zu Tage, dass das Deutungsmuster „nicht unser“ mitunter sozusagen „lediglich“ das Absprechen oder Verweigern von Zugehörigkeit beinhaltet, während die Begriffe „fremd“ und „Fremde“ auch Feindseligkeit oder gar Gefährlichkeit unterstellen können. Sehr aufschlussreich sind die Befunde zudem über das Deutungsmuster „eigen“, das verwandtschaftliche Beziehungen, Freundschaft, geistige Nähe usw. ausdrücken kann und darüber hinaus Ähnlichkeit, Übereinstimmung in wichtigen Ansichten, Betrachtungsweisen, Interessen, Neigungen etc. signalisiert. Als „eigen“ wird in der Regel nur ein sehr kleiner, überschaubarer Kreis von Menschen identifiziert, dem man ein besonderes Vertrauen entgegenbringt, das auf Reziprozität und Reproduzierbarkeit begründet ist. Gleichzeitig beinhaltet das russische Deutungsmuster eine „starke Vision des Scheiterns der damit assoziierten Beziehung“ (S. 239), denn in jedem zweiten Interview und Fragebogen wurde zum Ausdruck gebracht, dass man von einem „eigenen“ Menschen durchaus auch verraten werden könne.

*Mutatis mutandis* lässt sich die ambivalente Natur des Deutungsmusters „eigen“ bei den übrigen beobachten, was zunächst einmal für hochkomplexe Deutungsmuster keine Anormalität darstellen muss. Für die Verfasserin ist die eruierte Widersprüchlichkeit aber insofern von Bedeutung, weil sie unmittelbar den Wesenskern der untersuchten Deutungsmuster be-

trifft – oder, mit den Worten von Schor-Tschudnowskaja, sich durch etwas definiert, das sie gleichzeitig in Frage stellt. Dies bedeutet, dass mit jedem der untersuchten Deutungsmuster auch eine kategoriale Ungenauigkeit sowie eine gewisse Irritation und Verwirrung verbunden sind – mit entsprechenden Folgen für zentrale Aspekte der politischen Kultur. Denn wie im Weiteren basierend auf den Forschungsergebnissen von C. Offe und G. Kževnikova ausgeführt wird, sind derart strukturierte Deutungsmuster Signen eines brüchigen und mangelhaften gesellschaftlichen Selbstbewusstseins und daher auch besonders anfällig für Propaganda und politische Manipulationen. Das Schüren fremdenfeindlicher Stimmung und das Appellieren an ethnische Loyalität und Geschlossenheit gehören dazu – mit fatalen Folgen für die innergesellschaftliche Kohäsion. Denn, so die Verfasserin weiter, die dadurch bedingte, ständig „warm gehaltene“ Bereitschaft (S. 248), gegen Fremde vorzugehen, lasse sich je nach Bedarf und politischer Opportunität gegen ganz unterschiedliche Gruppen, ja ganze soziale Schichten richten, wobei eine nahezu schizophrene Situation entstehe, nämlich sowohl die Aufladung als auch die Aushöhlung der Frage der Gruppenzugehörigkeit. Sie sieht daher die Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung Russlands massiv in Frage gestellt, zumal die soziale Integration des Landes bereits durch zahlreiche andere Erschütterungen fragil geworden sei. Sowohl der „normative Druck oktroyierter Modelle und fremder Erfahrungen [...]“ als auch die mentale Last der immer noch nicht ausreichend bewusst gewordenen [sowjetischen] Zeitgeschichte“ (S. 248 f.) haben demnach auf das gesellschaftliche Selbstbewusstsein in Russland eine desorientierende und destabilisierende Wirkung. Daher betrachtet es die Verfasserin auch als logisch, dass Institutionen wie Präsident, Armee und Kirche das meiste Vertrauen unter der Bevölkerung generieren. Sie sind hierarchisch, beanspruchen uneingeschränkte Macht und setzen auf möglichst große Loyalität. Vor allem aber hebt sie zu Recht hervor, dass der Ausweis von Loyalität gegenüber der politischen Führung zu einer zentralen sozialen Priorität geworden sei. Sie werde im Interesse der Machthaber und ihres Clan-Systems instrumentalisiert, durch Machtmittel und politische Polizei eingefordert und bestimme so die politische Kultur des Landes. Dieser Modus funktioniert nach Schor-Tschudnowskaja auch deshalb, weil mit dem Deutungsmuster Loyalität die Selbstwahrnehmung als Opfer und die vermeintlich fortwährende Konfrontation mit inneren und äußeren Feinden korreliere.

Ein wichtiges Ergebnis der im Laufe der Befragungen gewonnenen Erkenntnisse ist die Beobachtung, dass die meisten Respondenten die gesellschaftliche und politische Relevanz der Deutungsmuster „eigen“, „unser“ und „fremd“ nicht erkennen, sie lediglich als Kategorien ihrer privaten Befindlichkeit verstehen. Für die Autorin ist dies ein Beweis für die fehlende kritische Reflexion als produktive Entwicklungskraft. Wie sie in ihrer Schlussbetrachtung zusammenfasst, stützt sich eine demokratische politische Kultur nämlich auf zwei Grundpfeiler: zum einen auf ein mündiges und aktives Individuum und zum zweiten auf dessen Recht zur Mitwirkung über Kritik und Teilnahme am Meinungsbildungsprozess, wobei beide auch einen bestimmten Umgang mit dem „Fremden“ festlegen. Die Erkenntnisse der modernen Kognitionsforschung zusammenfassend, ist für sie kommunikatives Handeln das Fundament innergesellschaftlicher Solidarität und sozialer Integration, denn postmetaphysisches Denken sei bestrebt, „Erkenntniskräfte möglichst vieler und unterschiedlicher Menschen für die bessere Beherrschung der gemeinsamen Welt und ihre angemessene Erneuerung zu vereinigen“ (S. 259).

Im Anhang findet der Leser neben dem Literaturverzeichnis auch den 59 Fragen umfassenden Erhebungsbogen der Verfasserin, in dem nicht nur Ja/Nein-Antworten erwartet werden, sondern den Befragten genügend Platz einräumt wird, ihre Ansichten ausführlich und differenziert darzulegen.

Anna Schor-Tschudnowskaja hat eine beeindruckende Studie vorgelegt, die – interdisziplinär angelegt – hilft, Gesellschaft und Politik des gegenwärtigen Russlands von innen heraus besser zu verstehen und einordnen zu können. Der theoretische Teil der Arbeit bietet zudem eine luzide Einführung in die moderne Kommunikationstheorie und Demokratieforschung, auch wenn manche Passagen einen geübten Leser erfordern. Nicht nur Studierende werden das Buch mit Gewinn zur Hand nehmen.

Rudolf A. Mark, Lüneburg

**Jörg Schulte: Jan Kochanowski und die europäische Renaissance. Acht Studien, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2011, 263 S.**

Als größter Vertreter der polnischen Renaissance-Literatur und einer der bedeutendsten Humanisten ist Jan Kochanowski (1530–1584) mit Mikołaj Rej z Nagłowic (1505–1569), dem „Vater“ der polnischsprachigen Literatur und dem jesuitischen Dichter und Gelehrten Maciej Kazimierz Sarbiewski (1595–1640) Gegenstand philologischer Forschung. Kochanowskis umfangreiches schriftstellerisches Werk, das alle Genres umfasst, wurde dank zahlreicher Übersetzungen und verlegerischer Aktivitäten dem deutschsprachigen Leser in wachsendem Maße zugänglich gemacht, ohne dass der Dichter, seiner Bedeutung entsprechend, auch außerhalb des polnischen Kulturkreises in gleichem Maße wahrgenommen wird. Zu den wichtigsten publizierten Kochanowski-Übersetzungen gehört u.a. die z.T. zweisprachige Ausgabe „Jan Kochanowski. Ausgewählte Dichtungen“ (Leipzig: Reclam Verlag 1980), Rolf Fieguths Buch „Jan Kochanowski. Ioannes Cochranovius (1530–1548)“ (Fribourg: SEGES NF1 1987), der Epochenband „Polnische Renaissance. Ein literarisches Lesebuch“ (Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag 1996) und die Neuauflage von Kochanowskis „Schachspiel“ (Szachy), übersetzt und kommentiert von Thomas Daiber (Berlin/Hörby: Edition Rugerup 2011).

Jörg Schulte leistet mit seinem Band „Jan Kochanowski und die europäische Renaissance“ einen weiteren, nicht zu unterschätzenden Beitrag zur deutschen und internationalen Renaissanceforschung. Literaturwissenschaftler, vor allem aus Italien und Polen, haben bereits wichtige Forschungsergebnisse über das schriftstellerische Werk Kochanowskis vorgelegt. Das betrifft in erster Linie Kochanowskis „Fraszki“, seinen Aufenthalt in Italien, seine Reise nach Frankreich und den Einfluss der europäischen Renaissance auf die polnische (Sante Graciotti, Luigi Marinelli; Janusz Pelc, Mirosław Korolko, Roman Pienkiewicz). Der Verfasser der acht Studien stützt sich z.T. auf diese wissenschaftlichen Vorarbeiten und versucht dabei, „der philologischen Tradition der Kochanowski-Forschung“ treu zu bleiben (S. 1). Von besonderer Bedeutung ist der Kulturtransfer bzw. der Kulturdialog, den die großen Vertreter jener Epoche miteinander führten, dem folgerichtig das wissenschaftliche Interesse dienen muss. Erst beim näheren Betrachten dieses Dialogs wird deutlich, dass es Kochanowski auf hervorragende Weise gelungen ist, die reiche europäische humanistische Dichtung in die polnische Kultur zu übertragen, nicht nur ihre universalen Züge

hervorzuheben, sondern ihr auch deutlich polnische zu verleihen. Vieles von dem auf seinen Reisen durchs westliche Europa Gesehenen, Erfahrenen, Gehörten und Gelesenen, vieles, was für den westeuropäischen Leser von besonderem Interesse war, hat Kochanowski in seine Lyrik aufgenommen. Dazu zählen u.a. „die Motive der Bücher, die der heilige Lazarus nach seiner Auferstehung verfasst haben soll“ (ebenda), aber auch die geometrische Konstruktion ganzer Gedichtzyklen. Die Analysen, die detaillierte Rekonstruktion der Motive, die Jörg Schulte vorstellt, zeigen deutlich, dass der polnische Schriftsteller ein wichtiger Teil des europäischen Humanismus und der Renaissance ist. Einzelne Vertreter des europäischen Humanismus wie Sir Philip Sidney oder Charles Delanghe, denen in einzelnen Studien besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird, evozieren neue Fragen, Einsichten und Erkenntnisse.

Ein besonderes Verdienst von Jörg Schulte ist, dass er seine Leser als „späte Zeugen“ unmittelbar an seiner detaillierten Forschungsarbeit und an dem Sprachen und Kulturen überspannenden Dialog teilhaben lässt. Anhand akribisch analysierter Texte, die der Literaturforscher aus bisher kaum oder noch nicht erschlossenen philologischen und historischen Quellen entnimmt, geht er den zahlreichen Verknüpfungen von Kochanowskis Werken zur europäischen Renaissance nach, nicht zuletzt auch im Zusammenhang mit der interessanten Biografie des Dichters. Dem Verfasser zufolge erhebt die vorliegende Publikation nicht den Anspruch, „Synthesen zu übersetzen oder ihnen eine weitere zur Seite zu stellen“ (ebenda). Vielmehr ist sein erklärtes Ziel, „neue Zugänge zum Werk des größten Dichters der Renaissance im slawischen Sprachraum zu eröffnen und Jan Kochanowski dabei als einen Humanisten und Dichter wahrzunehmen, dessen Werk in vielfältigen Verbindungen zum europäischen Humanismus steht“ (ebenda). Jörg Schulte geht nicht nur auf Italien als „zweite Heimat“ Kochanowskis ein, er bezieht vielmehr ausdrücklich den französischen, flämischen und niederländischen Humanismus bzw. die nationalspezifischen Ausprägungen der Renaissance im steten Bezug auf Kochanowski mit ein.

Im Mittelpunkt der Untersuchungen steht Kochanowskis „Epigramm-Dichtung“ mit zwei Zyklen: die in polnischer Sprache verfassten „Fraszki“ und die in Latein geschriebenen „Foricoenia“, die beide aus dem Jahr 1584 stammen. Ein wichtiges Ergebnis der akribisch ausgeführten philologischen Analysen von Jörg Schulte ist der interessante Beweis, dass Kochanowski diese Werke nach einem genau festgelegten „Bauplan“ geschrieben hat, der auf dem „goldenen Schnitt“ fußt, welcher auf ähnliche Art und Weise in Sir Philip Sidneys im selben Jahr veröffentlichten Zyklus „Astrophil and Stella“, aber auch in Giordano Brunos „De gli eroici furori“ (1585) angewendet wurde. Im Zusammenspiel mit zahlreichen literarischen Anspielungen werden diese beiden Zyklen zu anspruchsvollen poetischen Rätseln, auf die der Autor in seinen acht Studien über Kochanowski und die Renaissance ausdrücklich Bezug nimmt.

Mit wissenschaftlichem Spürsinn geht Jörg Schulte den Geheimnissen der Kochanowskischen Dichtkunst im europäischen historischen, kulturellen und literarischen Kontext nach. Einleuchtend und überzeugend demonstriert er, wie diese Geheimnisse, mit Petrarca beginnend, letztendlich zu einem integralen Bestandteil der humanistischen Auffassung von Poesie geworden sind. Die Anforderungen an den Leser sind in den einzelnen Studien unterschiedlich, sie hängen in erster Linie von kulturgeschichtlichen und literarischen Interessen wie auch einer entsprechenden philologischen Vorbildung ab. Einzelne Studien schränken den Adressatenkreis in erster Linie auf Kultur- und Literaturwissenschaftler ein.



Im Mittelpunkt des ersten Kapitels „Was haben sich diese Häretiker ausgedacht?“ – Neue Quellen zu Jan Kochanowskis *Fraszki*“ (S. 3-41) stehen zwei längere, neu datierte und interpretierte polnische Epigramme. Das Epigramm „Auf die Bücher des Lazarus“ (O Łazarzowych księgach) erzählt dabei „die Geschichte von den Büchern, die der hl. Lazarus nach seiner Auferstehung verfasst haben soll“ (S. 3). Diesem Text kommt eine zentrale Bedeutung zu, er spielt für das Verständnis des ganzen Zyklus eine Schlüsselrolle. Im genannten Epigramm ist das erwähnte Motiv des „poetischen Geheimnisses“ bereits enthalten, dessen Geschichte im zweiten, darauf aufbauenden zweiten Kapitel „Darein ich all meine Geheimnisse gelegt“ – Die *Fraszki* und das poetische Geheimnis der Humanisten“ (S. 42-80) bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, dem „goldenen Zeitalter“ (złoty wiek) polnischer Kultur und Literatur, fortgeführt wird. Kochanowski, der sich mit seinem Schaffen ausdrücklich an die Nachwelt wendet, beschreibt hier den Dichter als „Baumeister“ (cieśla, nicht ciesła!) eines Labyrinths. Das kurze dritte Kapitel (S. 81-110) „Mühe dich nicht lange mit meinen Büchlein“ – *Fraszki* und *Foricoenia* und das humanistische Epigramm(s?)“, ist ganz dem „Genre“ (S. 2) der polnischen *Fraszki* und der lateinischen *Foricoenia* gewidmet, die etwa zu einem Drittel „Übersetzungen und Nachahmungen von Epigrammen aus der *Anthologia Planudea*“ sind (S. 81). In der vierten, ebenfalls kurzen Studie „Mein Gast, ruhe unter meinem Laub“ – Jan Kochanowski und Francesco Petrarca“ (S. 111-123) überrascht, dass sowohl das „Epitaph des Petrarca“ (das sechste *Foricoenium*) wie auch das „Lindenepigramm“ (die *Fraszki* II 6 und III 6) in bisherigen Untersuchungen zum polnischen Petrarkismus keine Erwähnung fanden, bringen sie doch den Nachweis, dass die „Petrarca-Rezeption nicht nur in der Form stilistischer Nachahmung stattfindet“ (S. 123).

In der Forschung genügt es nicht, allein nur die Vorlagen im Original zu untersuchen und in eine unmittelbare Beziehung zu setzen, sondern es muss auch auf die spezifische künstlerische und philologische Rezeption im 16. Jahrhundert eingegangen werden. Auf diese Weise gelingt es erst, die vielfältigen textuellen Bezüge nachzuweisen und entsprechend darzustellen. Im fünften Kapitel wird aus diesem Grunde die Vorgeschichte der Lindenepigramme rekonstruiert und auf die polnische Version des Mythos vom 6. April eingegangen, reicht doch der Laura-Mythos weit über die bisher zitierten Fragmente hinaus: „Junge igitur tempora“ – Petrarca's Mythos des 6. April“ (S. 124-167). Im sechsten Kapitel „Holy Mathematics“ – Die geometrische Konstruktion lyrischer Zyklen in der Tradition des Petrarca“ (S. 168-199) wird eine besondere Verbindung vom kontinentaleuropäischen, polnischen Humanismus zur englischen Dichtung Ende des 16. Jahrhunderts hergestellt. Das betrifft teilweise verblüffende Ähnlichkeiten im Aufbau des Zyklus von Kochanowskis „*Fraszki*“ mit der Komposition von Sir Philip Sidneys „*Astrophil and Stella*“. Darüber hinaus werden auch weitere im Sidney-Kreis entstandene Gedichtzyklen untersucht, die eine zufällige Übereinstimmung ausschließen und in ihrer konsequenten Beschreibung der geometrischen Grundlagen des Phänomens eine „nach einem Bauplan“ angeordnete Struktur deutlich erkennen lassen (S. 170). In der siebenten Studie „Tam longe distas [...] Carole“ – Jan Kochanowskis Reise durch Frankreich im Jahre 1559“ (S. 200-229) werden von der Forschung bislang nicht wahrgenommene textuelle Bezüge zwischen Kochanowskis Werk und dem literarischen Schaffen herausragender Vertreter des Humanismus hergestellt. Die im Anschluss an Kochanowskis Reise nach Frankreich entstandene Elegie (III 8) ist an den Weggefährten Carolus gerichtet, von dem bisher lediglich der Vorname bekannt war. Kochanowskis Frankreichreise wird von Jörg Schulte auf Ende März des Jahres 1559 und

damit neu datiert (S. 203). Heute gilt der flämische Humanist und Dichter Charles Utenhove (S. 207), dem Kochanowskis Elegie gewidmet ist, mit ziemlicher Sicherheit als eben jener „Carolus“, der Kochanowski auf seiner Reise begleitet hatte. Dieser Reise durch Westeuropa kommt, gerade was die vielfältigen Kontakte mit europäischen Humanisten betrifft, eine besondere Bedeutung zu. Die Recherchen und Analysen von Jörg Schulte haben in einigen Punkten zu Hypothesen geführt, die sich anhand der heute bekannten Quellen (noch) nicht eindeutig beweisen lassen. Sie werden aber dennoch vorgeführt in der Hoffnung, dass sie einen Beitrag zur künftigen Forschung, zu weiteren Einsichten, unter Berücksichtigung heute noch unbekannter Materialien, leisten mögen. Die abschließende achte Studie „Obliviosum odi magis“ – Jan Kochanowski und Desiderius Erasmus“ (S. 230-245) bezieht sich auf den weitgehend erforschten Einfluss von Erasmus auf den polnischen Humanismus allgemein und auf Kochanowski speziell. Allerdings gelang es in der Forschung bisher nur, einige wenige unmittelbare textuelle Einflüsse wie auch Parallelen nachzuweisen. Jörg Schulte stellt mehrere dieser historischen und geistesgeschichtlichen Verbindungen vor, die zeigen, dass „nicht nur einzelne Motive der *Fraszki* und der *Foricoenia* eng mit den [...] Gastmählern sowie mit jenen Sprichwörtern verwandt sind, die aus dem Kontext antiker Symposien hervorgegangen sind“ (S. 230).

Der interessanten und aufschlussreichen Publikation von Jörg Schulte sind Diagramme (S. 247-249), eine umfangreiche Auswahlbibliografie zum Werk von Jan Kochanowski (S. 251-258) und ein Namensindex (S. 259-263) angefügt.

Hans-Christian Trepte, Leipzig

**Alfred Erich Senn: Lithuania 1940: Revolution from Above, Amsterdam u.a.: Rodopi 2007, 290 pp.**

Just before midnight on June 14, 1940 Soviet Commissar for Foreign Affairs, Vyacheslav Molotov, called Lithuania's Foreign Minister Juozas Urbšys to the Kremlin to deliver a three-part ultimatum: arrest the country's top security officials, Kazys Skučas and Augustinas Povilaitis, form a new government friendly to Moscow and, most ominously, permit the entrance of additional Soviet forces to assure compliance with the mutual security pact Lithuania had signed with the Soviet Union the previous October. On the next day, after killing a border guard, an army of over 200,000 troops and some 1,500 tanks swept into the country. Within a few days a half-million Soviet troops were in firm control of Lithuania, Latvia and Estonia. Surely this constituted an act of aggression. Or did it? The history of the summer of 1940 in the Baltics has been the object of a struggle between incompatible historiographies. Today these events still produce conflicting narratives which continue to bedevil the relations between the Baltic States and Russia.

Alfred Erich Senn is the most prolific Western historian of twentieth-century Lithuania. In addition to his record of publication and teaching, Senn's unique background is noteworthy. His father, a prominent Swiss philologist, taught at the University of Kaunas during the 1920s, then moved to the United States where Alfred was born in 1932. Senn's scholarly debut took place more than half a century ago with his "Emergence of Modern Lithuania" (1959). Since then he has covered the most important milestones of Lithuania's recent history, written several monographs on the relationship of the Russian revolutionary movement

and Switzerland, and even a few studies in the history of sport. During the 1990s Prof. Senn published two monographs recounting Lithuania's struggle for independence from the Soviet Union. His latest work describes the dramatic final act of the interwar republic which culminated in the country's annexation by the USSR: "Lithuania 1940: Revolution from Above."

The body of literature dealing with this critical period has grown exponentially during the past two decades. The opening of the Baltic archives since the late 1980s has made available countless documents for extensive studies of the first year of Soviet rule. The three Baltic governments have established international historical commissions charged with collecting materials and evaluating the Soviet and Nazi occupations. Readers have been inundated with numerous works and polemical tracts on Soviet rule. Most of the studies, however, including the best academic works, have been issued in the languages of the Baltic States, as well as Russian. There are few reliable surveys in Western languages dealing with the tragedy of 1940. "Lithuania 1940" is thus a much needed contribution. It should be emphasized that Senn's erudite narrative and insightful historical analysis could only have been produced by someone with access to the archival sources, as well as a command of the primary and secondary literature in the appropriate languages.

The events from the invasion of June 15, 1940 to the formal incorporation of Lithuania into the USSR seven weeks later form the heart of the book. As the Red Army approached, President Antanas Smetona fled across the border to Germany. A new "People's Government" was formed with leftist journalist Justas Paleckis at its head. The security services were quickly taken over by Antanas Sniečkus, the leader of Lithuania's newly legalized Communist Party. Within a month, blatantly fraudulent elections were held for a "People's Diet." Voters "chose" 79 candidates for 79 seats to the only permitted political grouping, the "Union of Working People," which appeared out of nowhere a few days before the balloting on July 14–15. Because of a mix-up in printing the ballots, one name on the Union list was that of a non-existent candidate. Naturally, the workers' front won with 99.2 percent of the vote. On July 22–23 a raucous session of this "parliament" voted to petition for admission into the USSR, a request formally granted in a farcical session of the Supreme Soviet in Moscow on August 3, 1940. Senn's narrative exposes the Kremlin's skillful manipulation of the levers of power at its command in the face of a confused and dispirited post-Smetona Lithuanian political leadership. The author succeeds in his stated two-fold purpose: to explain the collapse of the authoritarian regime and then to examine the process by which Soviet officials carried out the incorporation of Lithuania. The emphasis is on political transformations. Although there is considerable discussion on the social context, notably the conflicts among Lithuania's nationalities, there is much less on the economic developments of the period.

Senn lays the groundwork for understanding the collapse of 1940 by devoting the first four chapters to the events which preceded the invasion, beginning with the infamous territorial arrangements of the Nazi-Soviet Non-Aggression Treaty of August 23, 1939, commonly known as the Molotov-Ribbentrop Pact. These were revised in a secret protocol to the friendship treaty between Germany and the USSR on September 28, 1939. The latter was particularly critical for Lithuania since it assigned the country, formerly in the German "sphere of influence," to the Soviet side. One of the provisions envisioned the transfer of a corner of southwestern Lithuania to Germany once the Soviets had moved to "protect

their interests.” Senn describes in some detail how Stalin outmaneuvered the Germans and persuaded Berlin to accept Soviet control of this sliver of land in exchange for a payment of gold valued at \$7.5 million dollars. The deal was confirmed in a secret protocol to the German-Soviet commercial and border treaty of January 10, 1941, the last major installment in the series of agreements which constituted the Nazi-Soviet partnership (some would say alliance) of 1939–1941.

The outbreak of war in September 1939 plunged Lithuania into a crisis which would define the last months of her existence as an independent state. Lithuania bordered both Poland and Germany, exposing her to an influx of Polish refugees, both civilians and soldiers, and, for a brief time, the government came under pressure to exploit the situation and regain Vilnius by force, thus in effect allying itself with Nazi Germany. Smetona wisely chose neutrality, but the irrelevance of this policy became clear when Stalin, having been given the green light by the agreement of September 28, imposed treaties of mutual assistance on the Baltic States in October 1939. In the Lithuanian case, the treaty stipulated the return of Vilnius, arguably the nation’s most cherished goal during the interwar period. The offer of Vilnius served to sweeten the bitter pill of having to accept a Soviet garrison numbering some 20,000 troops. The near universal joy of acquiring Vilnius was tempered by two sobering realities: Lithuania had now become a *de facto* protectorate of the USSR, while the integration of the Vilnius region, where Polish speakers constituted the vast majority of the population, proved a daunting and expensive project complicating not only internal politics but the country’s diplomatic relations with Poland’s allies. The behavior of the Soviet troops, confined to their bases, was generally unobtrusive and the Kremlin carefully avoided overt interference in the country’s internal affairs.

This all changed in the spring of 1940. The Soviet government’s previously friendly attitude toward Kaunas cooled. German successes in Denmark and Norway dismayed much of the Lithuanian elite which had hoped for a quick British-French victory. While the Soviet invasion of the Baltic States in June 1940 coincided with the entry of German troops into Paris, Senn cautions against any causal relationship. Military preparations had been underway since at least early spring of 1940. The Soviets took seriously the possibility of resistance: POW camps were prepared as well as hospitals for the wounded. The military plans were followed by the Kremlin’s ludicrous charges that Lithuanian authorities were kidnapping Soviet soldiers. Molotov voiced further suspicions about the ostensibly pro-Western orientation of the Baltic States and their discussions concerning military cooperation which he interpreted as an attempt to set up an anti-Soviet alliance. Securing the Baltic States via military occupation in June 1940 was, for Moscow, the logical solution to Soviet concerns. As Senn points out, this also re-established Russia’s historic preeminence in the Baltic.

The imposition of the Soviet “party-state,” which laid the basis for the country’s later Sovietization, was accompanied by intense political, social, and ethnic fissures. Much of society rejoiced at the fall of the Smetona regime, but this did not necessarily imply a desire to join the USSR. Senn directly confronts the vexing issue of Jewish-Lithuanian relations which reached new levels of animosity as a result of the invasion (pp. 190-203). By all accounts there was a palpable rise in anti-Semitism, but this was not the whole story. The author notes that the “specter of the Holocaust” has “deeply affected the judgments of all historians who have described the relations between Jews and Lithuanians before that time.” (p. 60) Senn cites Israeli historian Dov Levin’s inexplicable assertion that the

Soviet takeover “put off the Holocaust for a year and a week,” a notion which would make sense only if Lithuanians themselves had moved to initiate the mass murder of the Jews in June 1940. The real story involved a complex struggle among Lithuanians, Jews, Poles and Russians. Regardless of the ethnic composition of the Party, Russian-speaking apparatchiks from the USSR, that is, the occupiers, exercised the dominant role above the fray. But the more nuanced picture emerges only if one has utilized the vast array of Russian and Lithuanian-language records of the Party and the security services as has been done by historians Liudas Truska and Nijolė Masliauskienė in their comprehensive studies of ethnic politics during 1940–1941.<sup>1</sup>

Aside from effectively narrating independent Lithuania’s demise, Senn provides extended commentary on a number of issues, some more important than others. For example, he deals with the problem of reading history from a postwar Western perspective. Senn notes that “the events of 1941–1945 so colored the historical memory” of the period before the Nazi invasion (p. 66), that the 1939–1941 Soviet-German “axis” is often viewed in an ahistorical manner. He points out the often-forgotten fact that, following the Nazi-Soviet treaties, much of Western opinion regarded the Kremlin as a “virtual ally of Nazi Germany.” (p. 69) At the time the Kremlin accused Baltic leaders of a “pro-Western” orientation, not of Nazi sympathies as it tends to do today. The fact is that Baltic leaders favored the western Allies, while Stalin detested the British.

Senn justifiably adopts a critical approach to influential postwar memoirs of major actors, especially Kazys Škirpa, Lithuania’s pro-German envoy in Berlin, and the noted writer Vincas Krėvė-Mickevičius, who served in the People’s Government. Senn refutes, perhaps, in greater detail than necessary, the main tenets of Soviet historiography concerning the “revolutionary nature” of the regime change in 1940. On the other hand, it is important to note that this history is still politically contentious, given the continued efforts of the Russian government to justify both the Nazi-Soviet pact and the invasion of the Baltic States. Here and elsewhere, Senn has criticized the “what if” approach to the past, or what he terms “counterhistory”, as unhelpful, but then goes on to discuss at length Škirpa’s version of what could have happened if the Lithuanian army had moved into Vilnius in September 1939, or if the Germans had brought Lithuania into their “sphere of interest.” The dictionary-style discussions of basic concepts, such as “ultimatum,” “aggression” or what constitutes a “Trojan horse,” do not contribute much to the history and may read to some like a primer. The 10-hour deadline given in the Soviet note of June 14 to accept the Kremlin’s demands and to “immediately” allow the entry of a huge contingent of the

1 See Liudas Truska: Lietuvos valdžios įstaigų rusifikavimas 1940–1941 m. [Russification of Lithuania’s political institutions 1940/41], in: Lietuvos gyventojų genocido ir rezistencijos tyrimo institutas. Darbai 1 (1996), pp. 3-28, and Nijolė Masliauskienė: Lietuvos komunistų tautinė ir socialinė sudėtis 1939 m. pabaigoje – 1940 m. rugsėjo mėn. [The national and social composition of Lithuanian communists from the end of 1939 until September 1940], in: Genocidas ir rezistencija 1 (1999), No. 5, pp. 77-104, and her sequel Lietuvos komunistų sudėtis 1940 spalio – 1941 birželio mėn. [The composition of Lithuanian communists from August 1940 until June 1941], in: Genocidas ir rezistencija 2 (1999), No. 6, pp. 20-46. Truska’s and Masliauskienė’s data confirm what other authors have found in their own search of the same archives, for example, see Saulius Sužiedėlis: Thoughts on Lithuania’s Shadows of the Past: A Historical Essay on the Legacy of War, in: Vilnius (Summer 1998), pp. 142-144.

Red Army meets any common sense understanding of an ultimatum. In March 1939 Hitler “persuaded” Czech President Emil Hácha to place his country under German “protection,” an event universally considered an act of aggression even as the occupation went forth without resistance. What Stalin did in June 1940 in Moscow was in the same spirit. How seriously then should we take the current position of the Russian foreign ministry that the invasion of 1940 took place “within the framework of international law as practiced at the time”? (p. 250)

In one of his speculative conclusions, Senn theorizes that the occupation of the Baltic States in 1940 constituted “a step in the direction of the disintegration of the Soviet Union a half-century later.” (p. 254) A more easily provable conclusion is simply that history still exercises great power in this region. Soviet authorities fiercely defended their “revolutionary” narrative since they understood that the legitimizing rationale for the very existence of the Lithuanian SSR depended on evading any genuine investigation into the events of 1940. As long as access to the archives was strictly controlled, the assaults on Marxist mythology could be dismissed as anecdotal evidence or deceptions manufactured by émigré and other anti-communist circles. Whatever their other faults, these hardliners proved to be prescient censors: their fears that serious scrutiny of Lithuania’s annexation would be politically catastrophic were amply vindicated by the crisis of the late 1980s.

Senn’s portrayal of Smetona is a trifle harsh. One should not take at face value the notion by the American journalist John Gunther that Smetona’s wife and sister “ran the country.” (p. 31). Whatever his faults, and they were many, Smetona’s biographers have given the dictator some credit for his relative restraint, erudition, imperviousness to financial corruption, and his grasp of the dangers of Nazi racism. Thus the image of his security detail speeding through the streets of Kaunas (p. 111) is based on a 1969 Soviet tract which seems exaggerated when compared to other contemporary accounts. Readers will be disappointed by the lack of a bibliography which would have been of great help to readers looking for more sources. Better editing would have eliminated some typos and repetitions. But these remain minor quibbles: for a guide to what happened in the summer of 1940, no other work in a Western language comes close.

Saulius Sužiedėlis, Millersville

**Anne Sommerlat : La Courlande et les Lumières, Paris : Belin 2010, 304 pp.**

Cet ouvrage d’histoire culturelle présente de manière à la fois synthétique et approfondie le développement des Lumières à la fin du XVIII<sup>e</sup> siècle dans le duché de Courlande-Sémigalle, au sud de l’actuelle Lettonie. Il analyse d’une part les circonstances dans lesquelles les derniers ducs de la famille Biron essayèrent de faire de leur capitale Mitau (aujourd’hui Jelgava) un centre de rayonnement intellectuel, d’autre part les réseaux et les moyens par lesquels les *Aufklärer* réunis dans ce but tentèrent de mobiliser les esprits « éclairés » de la région.

La démonstration proprement dite s’articule autour de 6 chapitres de 30 à 40 pages chacun. Le premier s’intéresse à « La formation des réseaux savants ». L’auteur y montre d’abord l’importance du rôle des libraires dans la structuration d’une opinion éclairée ; grâce à leurs liaisons avec Königsberg puis Berlin, leurs établissements de Libau (aujourd’hui

Liepāja) ou Mitau facilitèrent la diffusion d'œuvres jusque là peu accessibles ainsi que la mise en place de « sociétés de lecture ». La présence de quelques centaines d'étudiants courlandais ayant effectué leurs études dans diverses universités allemandes, en particulier Königsberg, Halle ou Iéna, est présentée aussi comme un facteur favorable à l'implantation des idées nouvelles. Les cercles maçonniques (la première loge date de 1754 à Mitau) furent également actifs dans la propagation des idées nouvelles. Néanmoins, le principal agent de l'esprit des Lumières fut l'Academia Petrina fondée par le duc Pierre de Biron en 1775. Rémunérés sur des fonds publics et dotés de privilèges assimilables à ceux de la noblesse, ses professeurs, venus de toute l'Allemagne, étaient des professionnels reconnus qui eurent à cœur de collaborer à un projet auquel ils étaient étroitement associés ; quant au programme d'études proposé aux étudiants, il fut élaboré par deux pédagogues célèbres de l'époque : J.B. Basedow et J.G. Sulzer. Le nombre d'étudiants resta modeste, mais la réputation de l'établissement franchit les frontières, ce qui était au fond le but recherché. Anne Sommerlat montre bien par ailleurs que l'ensemble de ces réseaux fonctionnait en symbiose tout en s'appuyant sur l'action de personnalités jouissant de liens privilégiés avec les élites dites éclairées d'Allemagne, mais aussi du reste de l'Europe.

Le deuxième chapitre, intitulé « Épanouissement de la vie de l'esprit », étudie de plus près le fonctionnement des diverses « institutions du savoir » ayant permis l'entrée de la Courlande dans la « République des Lettres ». Il décrit de la sorte le programme et les manuels de l'Académie de Mitau, l'approvisionnement en livres des librairies, bibliothèques et autres « sociétés de lecture » ainsi que la diffusion de divers périodiques, en particulier celle du *Journal de Mitau*, principal organe des *Aufklärer* autochtones. Ce dernier, bihebdomadaire assez actif au milieu des années 1780, s'intéressait à des domaines très divers, avec une prédilection pour l'histoire, la médecine, l'économie et les sciences. Il recommandait aussi des ouvrages dont la recension faite par l'auteur donne une idée approximative de l'orientation des goûts du lectorat : forte primauté de la littérature et à un degré moindre de l'histoire, des voyages et de la philosophie. De fait, la lecture était surtout appréhendée par les élites locales comme une source de distraction, ce qui ne manquait pas de décevoir les intellectuels les plus austères. L'analyse des catalogues de libraires confirme cette impression, bien que le nombre de manuels scolaires y soit plus élevé. Les revues pour leur part étaient davantage tournées vers les écrits savants et s'efforçaient de faire connaître la production tant allemande qu'étrangère. Les lecteurs restaient pour l'essentiel des membres de la noblesse et des lettrés, mais une minorité était issue aussi du monde du négoce et de l'artisanat (17% par exemple des 269 lecteurs de la *Mitauische Monatschrift*). La grosse majorité était de langue allemande, les Lettons, fortement majoritaires dans la population, ne formant qu'un assez faible contingent de lecteurs réguliers, sauf pour les almanachs imprimés dans leur langue. Il est donc clair que la diffusion des savoirs se heurtait à des obstacles non négligeables d'ordre à la fois social, culturel et politique.

Le troisième chapitre, « Études théologiques, historiques et géographiques », analyse le contenu des œuvres consacrées à ces trois domaines du savoir. Comme dans le reste de l'Allemagne, les débats théologiques demeuraient un thème privilégié de réflexion. C'est ainsi que le très controversé K.F. Bahrdt fit connaître au public courlandais son analyse rationaliste de l'Évangile par l'intermédiaire, entre autre, de l'*Allgemeine theologische Bibliothek*. Cela donna de la Courlande l'image flatteuse d'un État épargné par la censure bornée de nombreux autres États. L'un des contradicteurs de Bahrdt, ennemi du rationalisme re-

ligieux, le pasteur J.K. Lavater put également exprimer ses vues inspirées du piétisme. Cela créa un débat plutôt animé entre partisans des différentes interprétations théologiques en vigueur à cette époque. La question juive fut également abordée, de même que celle des rapports difficiles avec la religion catholique ; l'un des professeurs de l'Académie de Mitau, J.A. Starck, fut même accusé d'être un crypto-jésuite, ce qui provoqua son départ anticipé. La venue du charlatan Cagliostro à Mitau en 1779, à l'invitation d'une loge maçonnique, fut la source d'une autre querelle entre rationalistes et irrationalistes ; celle-ci prit une certaine ampleur dans les années 1780 où pas moins d'une vingtaine de titres furent consacrés au faussaire. Certains pasteurs d'origine courlandaise comme C.F. Neander et F.K. Urban acquirent par ailleurs une certaine réputation dans le monde luthérien. Mais globalement, le conservatisme religieux, entretenu par la majorité de la noblesse et du clergé, tendit à l'emporter sur l'esprit de novation. Dans le domaine de l'histoire, des progrès furent réalisés dans la collecte de sources authentiques, mais la difficulté à parvenir au stade de l'histoire critique pour des raisons politiques est soulignée par Anne Sommerlat. Toutefois, la nécessité d'une interprétation, et non plus seulement d'une collecte des faits fut davantage mise en avant que par le passé. En matière géographique, le principal progrès résida dans la publication des premières statistiques concernant la démographie et l'économie du duché. On vit aussi, en parallèle, se développer la mode des biographies patriotiques en lien avec une forme de vulgarisation géographique et un désir de développer une sorte de proto-nationalisme.

Le quatrième chapitre évoque les rapports entre les hommes des Lumières et la population lettone. Il insiste sur le fait que les *Aufklärer* d'origine allemande furent les premiers à s'intéresser à la poésie populaire lettone sous la forme des *dainas*. Ils tentèrent également de favoriser la traduction d'œuvres du letton vers l'allemand, et plus seulement l'inverse. Les premiers travaux sérieux furent entamés par G.F. Stender, dont le but était de favoriser l'instruction de paysans maintenus à l'état de serfs par une noblesse sourcilleuse quant à ses intérêts et ses droits. Anne Sommerlat met en exergue ses efforts pour poser les bases d'une littérature profane en langue lettone. Il fut aussi l'auteur d'une *Lettische Grammatik* célèbre en son temps. J.G. Herder eut aussi un rôle éminent dans la promotion des chants populaires lettons. Admirateur sincère des *dainas*, il voulut les faire connaître pour mieux régénérer une poésie allemande devenue, selon lui, trop mièvre. Il s'appuya dans sa démarche sur divers travaux antérieurs, ceux de Lessing ou de Hamann, mais aussi ceux de pasteurs courlandais ou livoniens. La presse locale commença également à publier des recensions d'études consacrées à la langue et à la littérature lettones. Le public éclairé se tourna aussi davantage vers les coutumes et la culture indigène. En 1790, au demeurant, le *Journal de Mitau* lança une souscription en faveur d'une future revue en langue lettone. Les milieux conservateurs restaient plutôt hostiles à des projets qui leur semblaient menacer l'ordre social. Il est vrai que les *Aufklärer* avaient fait aussi du servage et de la question agraire un thème de discussion plutôt brûlant. En Livonie, le pasteur J.G. Eisen s'était rendu célèbre par un ouvrage proposant d'accorder aux paysans le droit de propriété. Le duc Pierre de Biron s'attacha ses services. Eisen put ainsi éditer une revue appelée significativement *Le Philanthrope* dans laquelle il n'hésitait pas à critiquer la société de son temps. Des étudiants courlandais furent également influencés par les cours de l'historien Schlözer à Göttingen ; ils constituèrent vraisemblablement un public attentif aux thèses rénovatrices. La *Revue de Mitau*, dirigée par un certain Kütner, publia de ce fait un certain nombre d'articles dénonçant



la réalité du servage, au grand dam de la noblesse conservatrice. La période de l'*Aufklärung* vit aussi se développer des interrogations sur la conquête allemande à l'époque teutonique. Bien que modérées sur le fond, quelques publications dénoncèrent ses abus vis-à-vis des autochtones tout en appelant les pasteurs, les fonctionnaires et les propriétaires à se montrer plus compréhensifs vis-à-vis de cette population défavorisée.

Le cinquième chapitre, «Incertitudes politiques», analyse les rapports entre le monde des lettrés et les querelles politiques des années 1780–1790. Il rappelle les conflits entre la dynastie régnante des Birons et une noblesse germano-balte soucieuse de conserver sa prééminence sociale et ses privilèges. Il montre aussi la montée de courants nouveaux, les uns favorables au despotisme éclairé et inspirés par les milieux proches de l'Académie au travers d'un groupement appelé *Union bourgeoise* (1790–1793), les autres d'allure plus démocratique sinon révolutionnaire symbolisés par le soulèvement des meuniers de Mitau en 1792 ou le regroupement des artisans contestataires derrière le professeur Tiling. Se masquant derrière une soi-disant lutte contre le «despotisme» ducal et n'hésitant pas à utiliser à leur profit une rhétorique inspirée de l'*Aufklärung*, voire de la Révolution française (!), les nobles réactionnaires défendirent avec âpreté des privilèges qu'ils sentaient menacés. Ils n'hésitèrent pas à porter le conflit devant leur suzerain de plus en plus théorique, le roi de Pologne. Ils s'attirèrent naturellement la riposte des *Aufklärer* réformistes qui dénoncèrent, entre autre sous la plume du pasteur F.K. Urban, leur avidité et leur propension à mettre en cause la légitimité du souverain. L'arrivée du professeur Schulz à Mitau en janvier 1791 muscla l'opposition bourgeoise à la noblesse locale sans pour autant prendre une tournure révolutionnaire au sens strict. La politique l'emporta alors sur les considérations savantes, du fait bien sûr de la conjoncture internationale et nationale. La presse allemande commença à s'intéresser de plus près aux événements courlandais en essayant d'en donner une interprétation liée aux événements français. Le soulèvement des meuniers, réprimés dans le sang, avait, il est vrai, mis en émoi les milieux artisanaux et développé les idées démocratiques, ce qui ne manquait ni d'intriguer, ni d'inquiéter, souvent de manière excessive. Les modérés et les conservateurs, bientôt réunis sous la tutelle russe, voyaient dans les discussions de taverne les ferments d'une dangereuse ébullition. Pendant ce temps, la Russie tissait sa toile et profitait de sa bonne réputation dans les milieux nobiliaires pour avancer ses pions. La poétesse Elisa von der Recke pouvait ainsi écrire dans ses carnets de 1794 et 1795: «...en suivant leur intérêt singulier, quelques individus ont vendu notre pauvre patrie...».

Le dernier chapitre évoque pour sa part «Les récits de voyage et la fiction», c'est-à-dire la manière dont ceux-ci rendaient compte de la réalité courlandaise et contribuaient à enraciner la vision que s'en faisaient les *Aufklärer*. L'auteur commence par montrer que la Courlande était peu connue en Europe occidentale et que ce furent pour l'essentiel des voyageurs allemands qui la firent un peu découvrir, bien que quelques Français, Britanniques ou Russes en eussent laissé eux aussi de brèves descriptions. Dans l'ensemble de ces récits, les poncifs sur le caractère rural et sauvage de la contrée ne manquaient pas. La plupart des auteurs était également très hostile à la noblesse locale, décrite comme arrogante et cupide, voire cruelle envers les paysans. Ceux-ci n'intéressaient guère pourtant ces lettrés de passage. Ils faisaient plutôt partie, comme les paysages ruraux, d'une sorte d'arrière-plan de carte postale. Certains les voyaient plutôt positivement comme des êtres représentatifs d'une certaine simplicité originelle, rehaussée par le poids de leurs malheurs. D'autres,

comme le Français Burja, considéraient qu'ils étaient proches de l'abrutissement et donc sans véritable valeur humaine. Le système politique et surtout juridique courlandais était en général présenté comme défectueux et retardataire, même si les allusions aux ducs étaient plutôt favorables. Le reproche essentiel était le poids excessif d'une aristocratie plus ou moins anarchique, ce qui favorisait le parallèle avec la situation polonaise. L'influence russe sur les affaires intérieures du duché était enfin perçue comme dangereuse.

D'un point de vue global, l'ouvrage d'Anne Sommerlat présente de réelles qualités. Il est d'abord rédigé dans une langue sobre, mais élégante, avec peu de coquilles, contrairement à trop d'ouvrages actuels souffrant d'avoir été rédigés à la hâte.

Cette forme maîtrisée s'allie à la clarté de l'argumentation. Le grand mérite de cette dernière est de procéder par approfondissements successifs d'un chapitre à l'autre et de bien mettre en exergue le fonctionnement général de la diffusion des Lumières. Chaque partie est ainsi mise au service intégral de la démonstration générale. Il en ressort qu'il n'y a pas de vecteur unique du progrès des Lumières, mais que celui-ci résulte d'un faisceau convergent d'actions et de structures. Par ailleurs, la mise en œuvre de l'*Aufklärung* en Courlande n'est pas analysée comme un phénomène autocentré; au contraire, Anne Sommerlat prend grand soin de montrer qu'elle s'inscrit dans un processus plus vaste qui relie le duché non seulement aux États allemands, mais aussi au reste de l'Europe, en particulier la Livonie russe et Riga.

Le choix du sujet lui-même est très pertinent. Beaucoup d'études et de traités ont déjà été écrits sur le despotisme éclairé dans les grandes monarchies d'Europe ou sur la République des Lettres dans les pays de langue allemande. Avec la Courlande, le regard porte sur un État qui n'est pas de premier plan, mais qui possède des caractéristiques originales: importance de l'héritage teutonique, domination d'une ethnie très minoritaire sur une autre largement majoritaire, conflits incessants entre le souverain et l'aristocratie, volonté ducale de moderniser le pays en dépit des obstacles, économie essentiellement agricole mais tournée vers les échanges extérieurs, protectorat polonais et convoitises internationales récurrentes. De ce fait, les enjeux de l'ouverture aux idées nouvelles sont différents de ce qu'ils peuvent être dans d'autres contrées, bien qu'ils leur ressemblent par certains aspects. Anne Sommerlat parvient en tout cas à montrer ce qu'il y a à la fois d'universel et de particulier dans le cas qu'elle étudie.

L'analyse s'appuie en outre sur un large panel de sources imprimées que l'auteur utilise de manière très circonstanciée et approfondie. La bibliographie relative à la question posée est de qualité. Les références en allemand sont les plus nombreuses, mais il y a aussi quelques titres généraux en letton et des références françaises et anglo-saxonnes (plus rares). Cela témoigne d'une recherche sérieusement menée et d'une appropriation solide des sources existantes.

Il est possible cependant d'émettre quelques critiques moins positives. Le premier reproche, de mon point de vue, tient à l'absence d'une définition préalable de ce qu'est l'*Aufklärung*. On l'attend dans l'introduction, mais elle ne vient pas. Ceci a pour effet de diluer la notion et de lui donner, semble-t-il, une extension parfois illusoire. C'est ainsi que des hommes comme Herder, Görres et même Kotzebue sont plus ou moins intégrés au courant des Lumières alors que leur pensée ultérieure les a menés souvent sur des chemins opposés à celles-ci. Anne Sommerlat est en partie consciente de cette difficulté lorsqu'elle évoque par exemple l'utilisation du vocabulaire des *Aufklärer* par les nobles conservateurs

pour mieux combattre leurs idées ... Par contre, elle ne signale pas que la théorie du génie propre à chaque langue a été élaborée par J.G. Herder en contradiction consciente avec l'universalisme des Lumières. Il aurait fallu également insister davantage sur la diversité des courants de l'*Aufklärung*: cela est à peu près fait pour les questions politiques, beaucoup moins pour les autres domaines, sinon par allusions.

Il est plus délicat d'évoquer le problème de la bibliographie parce qu'on ne sait jamais si les éditeurs sont ou non à l'origine d'une réduction drastique de celle-ci. Il apparaît toutefois des manques dans celle qui nous est proposée. Je passe rapidement sur le fait que le numéro 2 de la *Revue d'histoire nordique* sur «Les pays du Nord et la Révolution française» n'est pas cité dans les références françaises alors que certains de ses articles, en particulier celui d'Indrek Jürjo, sont en rapport direct avec le sujet traité: on ne peut en effet être juge et partie. Un problème plus sérieux me semble être la quasi absence d'ouvrages consacrés aux rapports interethniques et la faible présence d'ouvrages traitant des questions agraires et sociales. Certes, l'auteur présente les principaux éléments de la situation en Courlande dans ces domaines, mais sans toujours s'appuyer sur les travaux les plus pointus, comme si elle avait pensé que l'usage de manuels de synthèse pourrait suffire en soi. Ce reproche peut sembler excessif, mais il repose sur l'idée que l'histoire culturelle a tout à gagner d'une bonne collaboration avec les autres domaines de notre discipline.

Les sources non imprimées sont enfin assez peu détaillées. Il est frappant également de constater qu'elles ont assez peu servi dans l'appareil de notes. Cela est d'autant plus dommage qu'une partie est d'origine lettone ...

Ces quelques réserves ne doivent toutefois pas masquer l'essentiel, à savoir que nous recommandons chaudement la lecture de l'ouvrage d'Anne Sommerlat qui mérite de figurer désormais dans la bibliothèque de l'honnête homme. Les éditions Belin se sont honorées en acceptant de le publier.

Maurice Carrez, Strasbourg

**Mathias Thumser (Hrsg.): Geschichtsschreibung im mittelalterlichen Livland, Berlin: LIT Verlag 2011, 306 S.\***

Von Anbeginn der lokalen professionellen Geschichtswissenschaft an fesselten die Chroniken des mittelalterlichen Livlands die Aufmerksamkeit der Historiker in den baltischen Provinzen. Der Übergang vom Verfassen der Chroniken zu ihrer Erforschung im Baltikum begann im 18. Jahrhundert. So liegen beispielsweise das Ende der Aufzeichnungen in der Chronik des Christian Kelch (1707) und die wissenschaftliche Ausgabe der Chronik des Heinrich von Lettland durch Johann Daniel Gruber (1740) zeitlich nur 33 Jahre auseinander. Gerade Heinrichs Chronik ist unter den mittelalterlichen Chroniken Livlands die größte Aufmerksamkeit zuteil geworden. Dies kommt sowohl in der Anzahl der Editionen, Übersetzungen und Forschungsarbeiten als auch in ihrer Gründlichkeit zum Ausdruck.<sup>1</sup> Unter den Chroniken, welche ebenso recht gut bekannt und viel untersucht wurden, verdienen

\* Aus dem Estnischen übersetzt von Kadri-Rutt Hahn, Göttingen.

1 Vgl. Marek Tamm, Linda Kaljundi, Carsten Selch Jensen (Hrsg.): *Crusading and Chronicle Writing on the Medieval Baltic Frontier*, Ashgate 2011.

die sog. Ältere Reimchronik, die sog. Jüngere Reimchronik und die Chronik des Balthasar Russow eine besondere Erwähnung. Aber obwohl im Laufe der letzten 250 Jahre überaus zahlreiche Editionen und Übersetzungen der aus Livland stammenden Chroniken sowie Untersuchungen über sie erschienen sind, blieb bislang der kurze Überblick von Norbert Angermann aus dem Jahr 1986 die einzige zusammenfassende Betrachtung des Themas.<sup>2</sup>

Es sind zwei unterschiedliche Forschungsansätze, ob die in den Chroniken beschriebenen Ereignisse oder der Aufbau des Chroniktextes und ihre Rezeption betrachtet werden. Diesen letzterwähnten Fragestellungen in der mittelalterlichen Chronistik Livlands war eine Tagung der Baltischen Historischen Kommission am 17.–18. Mai 2008 gewidmet. Die dort gehaltenen Vorträge dienten als Grundlage für Beiträge, die nun unter der Herausgeberschaft von Mathias Thumser in dem vorliegenden Band „Geschichtsschreibung im mittelalterlichen Livland“ gesammelt sind. Der Aufsatzband konzentriert sich auf einige livländische Chroniken des 14.–16. Jahrhunderts, welche zwar alle historiografisch bekannt sind, sich jedoch nicht mit dem Bekanntheitsgrad der Chroniken Heinrichs von Lettland bzw. Baltasar Russows messen können. Obgleich der Titel des Buches auf die Geschichtsschreibung im mittelalterlichen Livland ganz allgemein hindeutet, behandeln die Aufsätze vor allem die politischen Entstehungshintergründe bestimmter ausgewählter Chroniken sowie die möglichen Quellen der Chroniktexte.

Am Beginn des Bandes steht eine gründliche Abhandlung von Arno Menzel-Reuters über die sog. Jüngere Reimchronik von Bartholomaeus Hoeneke – „Bartholomaeus Hoeneke. Ein Historiograph zwischen Überlieferung und Fiktion“. Obwohl diese Chronik in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht erhalten ist, hat man ihr in der bisherigen Historiografie mehr Aufmerksamkeit geschenkt als jedem anderen der im Aufsatzband betrachteten Texte. Die Angaben sowohl über die Person des Chronisten (Name und Herkunft) als auch über den Inhalt des Textes stammen überwiegend aus der Chronik von Johann Renner. Seit Konstantin Höhlbaum den Text der Reimchronik auf der Grundlage der Rennerschen Chronik rekonstruierte und im Jahre 1872 veröffentlichte, war der Standpunkt vorherrschend, der Verfasser der verlorengegangenen Reimchronik sei der Kaplan des Livlandmeisters, der aus Osnabrück stammende Bartholomaeus Hoeneke gewesen, der seine Chronik auf Mittelniederdeutsch niederschrieb. Nachdem Mentzel-Reuters die Angaben der späteren Chronisten (Johann Renner und Moritz Brandis), die regionalen Namensformen von Hoeneke und die Form der mittelalterlichen deutschen Verstexte analysiert, kommt er jedoch zum Schluss, dass die bisherigen Annahmen über Herkunft und Status des Chronisten sowie über die Sprache der Chronik womöglich nicht als endgültig bewiesen gelten können.

Für den wichtigsten Teil des Aufsatzes muss die sprachliche und stilistische Analyse des Reimchroniktextes in der Gestalt, wie sie durch die Rennersche Chronik übermittelt ist, gelten. Obwohl Mentzel-Reuters betont, eine vertrauenswürdige Rekonstruktion des ursprünglichen Textes sei nicht möglich (S. 33), präsentiert er dennoch einige mögliche Versfolgen, um seine sprachliche Analyse zu veranschaulichen. Im Hinblick auf die Verstexte des deutschen Mittelalters als literarische Vorbilder kommt er zum Ergebnis, dass die Sprache von Hoenekes Chronik *Mitteldeutsch* (siehe S. 32) gewesen sein könnte. Dem Aufsatz sind ein Textkommentar und eine Edition des sog. Berliner Fragments samt Foto beigelegt – eines

2 Norbert Angermann: Die mittelalterliche Chronistik, in: Georg von Rauch (Hrsg.): Geschichte der deutschbaltischen Geschichtsschreibung, Köln 1986, S. 3-20.

*mitteldeutschen* Textabschnitts, welcher im Falle, dass Hoeneke tatsächlich in dieser Sprache schrieb, für das einzige bisher bekannte Fragment aus seiner Chronik gehalten werden könnte.<sup>3</sup>

Der Aufsatz von Anti Selart über „Die livländische Chronik des Hermann von Wartberge“ konstatiert bei der Vorstellung seines Untersuchungsobjektes Folgendes: „Die Deutschordenschronik Hermanns von Wartberge, ein livländisches Geschichtswerk aus dem 14. Jahrhundert, wurde bei der Erforschung der altlivländischen Chronistik ziemlich vernachlässigt. Die Gründe dafür sind augenfällig: Sie ist inhaltlich eher knapp und sprachlich einfach“ (S. 59). Der Verfasser des Aufsatzes stellt die bisherigen Editionen und Untersuchungen von Wartberges Chronik vor, ebenso den historischen Hintergrund der Entstehung, nämlich die Gegensätze zwischen den Rigaer (Erz-)Bischöfen und dem Deutschen Orden. In diesem Kontext erscheint die Chronik als eine Apologie auf die Tätigkeit des Deutschen Ordens in Livland. Gesondert geht Selart auf die Verwertung von Wartberges Chronik durch spätere Chronisten sowie in einigen Dokumenten des Deutschen Ordens ein (S. 78 f.). Als Grund für das niedrige literarische und intellektuelle Niveau der mittelalterlichen Chroniken in Livland, Wartberges Werk eingeschlossen, nennt Selart die geografische Randlage des Landes. Dies könnte in der Tat die Schwächen der vorhandenen Chroniken erklären, jedoch nicht das gleichzeitige Fehlen einer qualitativ hochwertigeren Geschichtsschreibung.

Thomas Brück behandelt in seinem Artikel „Konflikt und Rechtfertigung in der Geschichtsschreibung Alt-Livlands. Christoph-Forstenau – Silvester Stodewescher – Herman Helewegh“ die politisch motivierten Kurzberichte aus dem Riga des 15. Jahrhunderts. Zunächst (S. 87 f.) präsentiert er die Texte des Rigaer Dompropstes Dietrich Nagel aus den Jahren 1434 und 1454, welche dazu dienen sollten, die Ansprüche des Rigaer Erzbischofs gegen den Orden zu verteidigen. Anschließend kommt er zur sog. Verteidigungsschrift von Christoph Forstenau, dem Sekretär des Livlandmeisters, welcher die Positionen des Ordens gegen die Rigaer Kirche, insbesondere gegen Erzbischof Stodewescher darlegt. Den Standpunkt des Erzbischofs in dem Konflikt vertritt die sog. Klageschrift Silvester Stodeweschers, welche im Jahre 1454 auf dem Landtag zu Wolmar vorgetragen wurde. Es ist fraglich, ob diese drei in ihrer Zeit tagespolitisch motivierten Schriftstücke streng genommen überhaupt zur Chronistik gezählt werden können. Der Überblick des Rigaer Ratssekretärs und späteren Ratsherrn Hermann Helewegh über die Streitigkeiten zwischen dem Orden und dem Erzbischof letztlich beschreibt die Situation aus Sicht der Stadt Riga. Brück untersucht gesondert, welche die Quellen von Heleweghs Chronik gewesen sein könnten, und hebt dabei die Geschäftsdokumente des Rigaer Rates hervor (S. 99 f.). Die zentrale Frage im Beitrag ist jedoch, wie die unterschiedlichen Parteien die Ereignisse in Livland um die Mitte des 15. Jahrhunderts darlegen. Brück stellt die Behauptung auf, dass gerade im 15. Jahrhundert Chronistik zu einem Bestandteil der livländischen Politik wurde. Da im Aufsatz aber frühere Zeiten und Schriftstücke nicht analysiert werden, fällt es dem Leser schwer, der These

3 Auch Ralf G. Päsler stützt sich bei der Auflistung der ehemals in Königsberg befindlichen Fragmente auf diesen damals noch unveröffentlichten Aufsatz von Mentzel-Reuters; Ralf G. Päsler: Von Königsberg nach Berlin und Anderswohin. Zu den mittelalterlichen Handschriften des ehem. Königsberger Staatsarchivs, in: Astrid Breith, Christine Glaßner u.a. (Hrsg.): *Manuscripta Germanica. Deutschsprachige Handschriften des Mittelalters in Bibliotheken und Archiven Osteuropas*, Stuttgart 2012, S. 157-166.

des Autors zuzustimmen, wonach ausgerechnet im 15. Jahrhundert eine Wandlung in der Beziehung der livländischen Chronistik zur Politik vollzogen worden wäre.

In Mathias Thumser's Aufsatz „Antirussische Propaganda in der ‚Schönen Historie von wunderbaren Geschäften der Herren zu Livland mit den Russen und Tataren‘“ geht es um einen Traktat, welcher dem Sekretär des Ordensmeisters und späteren Dorpater, Revaler und Kölner Domherrn Christian Bomhower zugeschrieben wird und dessen Ziel es war, die im Jahre 1507 in Köln eingeleitete Indulgenz-Kampagne zu unterstützen. Dieser im Jahr 1861 von Carl Schirren edierte Traktat wird in dem Artikel auf der Grundlage der Handschrift von Uppsala (vgl. S. 136 f.) interpretiert. In der Einleitung fragt der Verfasser: „Propaganda im Mittelalter – gab es das? Kann man moderne Vorstellungen von Propaganda auf die Verhältnisse in weit zurückliegende Zeiten übertragen?“ (S. 133). Als Nächstes behandelt Thumser den historischen Entstehungshintergrund der ‚Schönen Historie‘ (die Kämpfe des Ordens mit den Russen zu Beginn des 16. Jahrhunderts), ihre literarischen Vorbilder sowie die Absicht, zu welcher sie verfasst wurde. Leider kehrt Thumser nicht mehr direkt zur eingangs gestellten Frage über Propaganda im Mittelalter zurück.

Klaus Neitmann's Artikel „Johann Lohmüllers evangelische Geschichte Livlands. Überlieferung – Quellen – Intention“ behandelt die Entstehungszeit, den Zweck und die Adressaten von Lohmüllers Schrift (S. 157). Im Unterschied zu einem Großteil der mittelalterlichen Geschichtswerke aus Livland, deren Ersteditionen überwiegend im Laufe des 19. Jahrhunderts oder sogar früher erschienen sind, erreichte Lohmüllers ‚Wahrhaftig Histori‘ erst durch die Edition von Ulrich Müller im Jahre 2001 eine breitere Leserschaft.<sup>4</sup> Obwohl Neitmann die Bedeutung des Beitrages hervorhebt, den die früheren Forscher, vor allem Hans Quednau und Ulrich Müller, geleistet haben, bedürfe ihre Arbeit seiner Meinung nach dennoch Ergänzungen, alleine was z.B. die Entstehungszeit der Chronik anbelangt (S. 156 f.).

Die Entstehung der ‚Wahrhaftig Histori‘ ist vor dem Hintergrund der Rigaer Bischofswahlen in der Mitte des 16. Jahrhunderts und der damit verbundenen politischen Interessen sowohl in Livland als auch in Preußen zu sehen. Der Leitgedanke der Schrift – das Recht des Rigaer Kapitels, den Bischof frei zu wählen, einschließlich der Kandidaten fürstlichen Geschlechts – unterstützte indirekt die Politik von Lohmüllers damaligem Brotherrn, Herzog Albrecht von Preußen. Die evangelisch gesinnten Interessengruppen Livlands konnten zwar darauf hoffen, dass auch im Bistum Riga mit Hilfe des fürstlichen Koadjutors und des Erzbischofs eine Säkularisierung nach dem Vorbild Preußens durchgeführt werden könnte (S. 195), doch streng genommen war es keine religiöse Frage, und Lohmüllers ganze Schrift wird in erster Linie von politischen und nicht von religiösen Motiven getragen. So mag es den Leser erstaunen, warum sie überhaupt als „evangelisch“ bezeichnet wird.

Neitmann teilt Müllers Ansicht, dass die treibende Kraft in Lohmüllers Aktivitäten nicht politischer Opportunismus, sondern religiöse Überzeugungen waren (S. 165); der ganze Artikel wirkt sogar wie eine Apologie von Lohmüller als Vorstreiter der evangelischen Ideale. Dabei behält der Leser, wenn er mit der wechselhaften Lebensgeschichte Lohmüllers bekannt ist, trotzdem den Verdacht, dass auch politische oder sogar religiöse Anpassung im Interesse des dienstlichen Aufstiegs für Lohmüller nicht ganz fremd war.

4 Ulrich Müller: Johann Lohmüller und seine livländische Chronik ‚Wahrhaftig Histori‘. Biographie des Autors, Interpretation und Edition des Werkes, Lüneburg 2001.

Antje Thumser's Aufsatz „Livländische Amtsträgerreihen des Mittelalters. Kleine Meisterchronik – Rigaer Bischofschronik – Series episcoporum Curonie“ ist drei Kleinformen aus der spätmittelalterlichen Chronistik Livlands gewidmet. Diese inhaltlich nicht vertrauenswürdigen und stilistisch unauffälligen Chroniken oder vielmehr Chronologien sind in der bisherigen Historiografie auf nur wenig Aufmerksamkeit gestoßen.

In der Einleitung legt die Verfasserin dar, um welches Genre der mittelalterlichen Chronistik es bei den zu behandelnden Werken geht (S. 203 f.). Sie versucht zu zeigen, inwiefern der Inhalt der unterschiedlichen Versionen der Kleinen Meisterchronik mit den historischen Fakten übereinstimmt (bzw. nicht übereinstimmt), und kommt zur Schlussfolgerung, dass, je später die jeweilige Redaktion, es umso wahrscheinlicher sei, dass sie außerhalb Livlands benutzt wurde, da solche Abschriften mehr geografische Erläuterungen beinhalten, als ein livländischer Nutzer sie benötigt hätte (S. 218).

Bei der Betrachtung der Rigaer Bischofschronik stellt Antje Thumser den Inhalt und die Entstehungszeit der Abschrift von Melchior Dreyling sowie die späteren Textabschriften (S. 220-224) vor. Hier interessiert sie sich weniger für die Rezeption der Chronik als für die Umstände ihrer Entstehung und die Intentionen bei der Abfassung. Die Verfasserin hält die Rigaer Bischofschronik für einen untypischen Vertreter ihrer Gattung, weil sie durch den engen Rahmen der Umstände in Livland, d.h. durch die Gegensätze der Erzbischöfe und des Ordens beeinflusst ist (S. 232).

Um den Hintergrund für die Kurländische Bischofsreihe zu skizzieren, stellt die Autorin die dänischen Dokumente vor, welche die Überlieferung zur Gründung des Bistums Kurland im Jahre 1161 beinhalten (S. 237-239). Indem sie sich auf die Forschungen von Leonid Arbusow und Hermann Hildebrand stützt, weist sie auf die Ähnlichkeiten der Gründungslegende des Bistums Kurland mit der des Bistums Reval hin (S. 240).

In seinem Aufsatz „Zu Selbstverständnis und Identitätsvorstellungen in der livländischen Geschichtsschreibung des Mittelalters“ geht Volker Honemann auf eine Reihe von Chroniken ein, welche bereits in anderen Artikeln des Bandes behandelt wurden (zuzüglich der sog. Älteren Reimchronik), und formuliert sein Forschungsziel wie folgt: „Befragt werden sollen die oben genannten, ausgesprochen verschiedenartigen Texte zum einen auf ihr Selbstverständnis hin, d.h. darauf, wie sie bzw. ihre Autoren sich selbst in ihrem Verhältnis zu der von ihnen übernommenen Aufgabe sehen [...]“ (S. 265)

Honemann hält die Geschichte des Landes für einen Ausdruck livländischer Identität oder sogar für ihre Grundlage (S. 290). Bezüglich der sog. Älteren Reimchronik stellt er fest, dass der Chronist von Stereotypen der Ritterepen Gebrauch gemacht hatte (S. 268 f.). Bei Wartberges Chronik hebt er die detaillierte und sachkundige Kenntnis der livländischen Gegebenheiten seitens des Verfassers hervor, bei Heleweghs Chronik den unmittelbaren Kontakt des Chronisten, der ja Rigaer Stadtschreiber war, zu den Dokumenten des Rates. In Bezug auf die „Schonne historie“ verweist Honemann insbesondere auf die Beschreibung Livlands, die Charakterisierung der Beziehungen zu Russland und auf den versteckten Aufruf, Indulgenzen zu kaufen. Lohmüllers „Wahrhaftig Histori“ stellt er als eine juristische und politische Denkschrift dar. Nach Honemann war es nicht Lohmüllers wahres Ziel, die Wahrheit zu präsentieren; vielmehr erschafft er ein Bild, wonach der Orden es verdient, verurteilt zu werden (S. 285). Die Amtsreihen der Bischöfe und Ordensmeister charakterisiert Honemann als Widerspiegelung der politischen Haltungen. Alles in allem wiederholt seine Abhandlung in einem großen Teil das, was sowohl in der früheren His-

toriografie als auch in den vorangegangenen Artikeln des Sammelbandes dargelegt worden ist.

Den wissenschaftlichen Wert des Bandes erhöhen die Kurzeditionen sowie Übersichten über die Parallelstellen der Chroniktexte und über die Handschriften, welche einigen Artikeln (Mentzel-Reuters, Selart, Brück, Neitmann, Antje Thumser) beigelegt sind. Doch wie es immer bei einem anspruchsvollen Stoff geschieht, sind auch den besten Kennern kleinere Ungenauigkeiten oder Mängel unterlaufen. Auf S. 16 z.B. ruft die Behauptung Befremden hervor, dass Sulev Vahtres Buch „Liivimaa noorem riimkroonika“ [„Die Livländische Jüngere Reimchronik“] „konservatorisch bedroht“ sei. Auf der gleichen Seite bezeichnet man Paul Johansens Werk „Balthasar Russow als Humanist und Geschichtsschreiber“ versehentlich als seine Dissertation.<sup>5</sup> Auf S. 146 Anm. 40, in der es um die Schwarzhäupter geht, wäre es angebracht gewesen, neben dem im Jahre 1934 erschienenen Werk von Herbert Spliet auch auf die wesentlich aktuellere Untersuchung von Anu Mänd hinzuweisen.<sup>6</sup> Mit den Aktivitäten Lohmüllers beschäftigt sich auch ein Artikel von Juhan Kreem, der im Aufsatz leider ebenfalls keine Verwendung gefunden hat.<sup>7</sup> Keiner der Autoren, die auf den Forschungsstand der Livländischen (Älteren) Reimchronik eingegangen sind, hat die mit Übersetzungen versehenen Editionen, weder die englisch- noch die lettisch- bzw. estnischsprachigen, für eines Verweises wert gehalten.<sup>8</sup>

Der Aufsatzband ist ausgesprochen deutsch-zentriert. Bis auf wenige Ausnahmen ist man an der nichtdeutschen Historiografie im breitesten Sinne einfach vorbeigegangen. Es ist zwar die Frage, inwiefern es den Inhalt der Aufsätze grundsätzlich verändert hätte, wenn man die Arbeiten von Forschern aus anderen Ländern stärker berücksichtigt hätte; in einer Situation jedoch, in der die Autoren der Aufsätze bemüht waren, eine umfassende Biografie ihrer Materie anzubieten, fällt das Fehlen nichtdeutscher Publikationen auf. In der Tat handelt es sich um eine wesentliche Frage bei der Erforschung der baltischen Geschichte in Deutschland. Als diese in den Nachkriegsjahren einen Aufschwung erlebte, wies nur ein geringer Teil der aktuellen landessprachigen Geschichtsliteratur aus dem Baltikum Anknüpfungspunkte mit der internationalen Forschungstradition auf und nur wenige Arbeiten baltischer Forscher erschienen in Fremdsprachen (mit Ausnahme des Russischen). Des Weiteren befand sich damals diejenige ausländische Forschergeneration im Schaffensalter, welche aus dem Baltikum stammte und die dortigen Sprachen beherrschte. Bis heute hat sich die Lage grundlegend verändert: Es setzte ein Generationswechsel unter den Forschern ein, die estnischen und lettischen Historiker publizieren Arbeiten auf gutem Niveau sowohl in ihren Muttersprachen als auch in Fremdsprachen. Obwohl die Quellen der älteren balti-

5 Johansens Doktordissertation trug folgenden Titel: Siedlung und Agrarwesen der Esten im Mittelalter. Ein Beitrag zur estnischen Kulturgeschichte, Dorpat 1925.

6 Anu Mänd: Urban Carnival. Festive Culture in the Hanseatic Cities of the Eastern Baltic, 1350–1550, Turnhout 2005, S. 32–38.

7 Juhan Kreem: Der Deutsche Orden und die Reformation in Livland, in: Johannes A. Mol, Klaus Militzer u.a. (Hrsg.): The Military Orders and the Reformation. Choices, State Building, and the Weight of Tradition, Hilversum 2006, S. 43–57.

8 Vgl. zu diesen Editionen: Liivimaa vanem riimkroonika. Tõlkinud ja kommenteerinud Urmas Eelmäe, teaduslik toimetaja Enn Tarvel [Die ältere Reimchronik Livlands. Übersetzt und kommentiert von Urmas Eelmäe, wissenschaftliche Redaktion Enn Tarvel], Tallinn 2003, Vorwort S. 6–15, hier S. 8.



schen Geschichte deutschsprachig sind und es auch bleiben werden und obwohl die deutsche Geschichtsschreibung sehr umfangreich ist, werden in einer Forschungsarbeit, die diese als ihre einzige Grundlage betrachtet, unvermeidlich immer mehr Lücken entstehen.

Zugleich aber zeigt der Aufsatzband eindrucksvoll, welche große Rolle, zumindest was die Chronikforschung angeht, nach wie vor die alte deutschbaltische Historiografie spielt, und zwar nicht nur hinsichtlich der Editionen und Abhandlungen, sondern auch der Interpretationen. Die Autoren des Bandes verwerten die deutschbaltische Geschichtsschreibung in großem Umfang, als wichtiges Ergebnis des Sammelbandes kann somit die Bewertung der alten Autoren der Chronikforschung gelten, wobei der Band auch einen eigenen Beitrag sowohl zur Polemik über die Chronistik allgemein als auch zur Erforschung des intellektuellen Klimas im damaligen Livland leistet.

Tiina Kala, Tallinn

**Ieva Zake: Nineteenth-century Nationalism and Twentieth-century Anti-Democratic Ideals: The Case of Latvia, 1840s to 1980s. Foreword by Nils Muiznieks, Lewiston u.a.: Edwin Mellen Press 2008, 181 S.**

Demokratieforschung, die auch Fragen nach einer baltischen Beteiligung an den Extremen von Freiheit und Diktatur in der europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts stellen könnte, ist in der Geschichts- und Politikforschung der baltischen Staaten sowohl institutionell als auch thematisch eine Randerscheinung.

Dies klingt zunächst paradox, behaupten Esten, Letten und Litauer doch häufig, in besonderem Maße historische Opfer zweier Diktaturen zwischen 1940 und 1991 zu sein. Da die moderne Geschichte der baltischen Staaten im 20. Jahrhundert jedoch vor allem von dem Erringen (1918), Verlust (1940) und der Wiedergewinnung (1991) staatlicher Unabhängigkeit geprägt scheint, werden die Ursachen für die baltische Tragödie – die dreifache Besetzung Estlands, Lettlands und Litauens durch Hitler und Stalin im Zweiten Weltkrieg und das Leiden der Bevölkerung in Krieg und Widerstand, durch Deportationen und auf der Flucht – in erster Linie im Primat der internationalen Politik gesucht. Dementsprechend umfangreich ist die geschichts- und politikwissenschaftliche Literatur, die das Schicksal der baltischen Staaten vor allem in Abhängigkeit von externen Faktoren zu beschreiben versucht.

Die Frage, inwieweit der Mangel an überzeugten Demokraten, strukturelle Defizite und eine von Korporatismus und Autoritarismus geprägte politische Kultur in den 1918 als parlamentarische Republiken gegründeten Ländern die Implementierung der Besatzungsregime ab 1940 in den eigenen Gesellschaften befördert haben mag, erscheint demgegenüber als sekundär, wenn nicht vor dem Hintergrund der menschlichen Tragödien sogar als unangebracht. Hinzu kommt, dass seit dem Ende der 90er Jahre Demokratieforschung auch im Baltikum in den Geschichts- und Gesellschaftswissenschaften gegenüber modernen kulturwissenschaftlichen Ansätzen und Perspektivenpluralismus als eher traditionell und forschungsstrategisch wenig attraktiv gilt.

Eine Ausnahme bildet die vorliegende Studie von Ieva Zake, einer lettischen Soziologin an der Rowan University in New Jersey (USA),<sup>1</sup> die sowohl demokratie- als auch eliten-

1 Homepage der Autorin: <http://users.rowan.edu/~zake/>

theoretische Ansätze miteinander verbindet und für die lettische Geschichte den großen Bogen von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die 80er Wendjahre des 20. Jahrhunderts hinein wagt: Lettischer Nationalismus und konservative lettische Intellektuelle werden vor dem Hintergrund wechselnder politischer Kontexte und Ideologien in historischer und komparativer Perspektive beschrieben. Der lettische Nationalismus sei die Erfindung lettischer Intellektueller, nicht das Ergebnis einer politischen Elite oder einer Massenbewegung. Indem er sich in erster Linie mit kulturellen, weniger mit politischen Inhalten aufblud, fehle ihm ein zivilgesellschaftliches Element. Daher tendiere er zu Autoritarismus und antidemokratischen Forderungen – ein Ziel, das lettische Nationalisten im Ulmanis-Regime 1934–1940 erreicht sahen. Erst im westlichen Exil nach 1945, konfrontiert mit den atlantischen Demokratien, seien lettische nationale Diskurse liberaler geworden und sei Demokratie gesellschaftlich eingeübt worden.

Zaķe teilt ihre Untersuchung in sechs große Kapitel. Zu Beginn resümiert sie kurz die Ergebnisse der historischen Nationalismusforschung und definiert den Begriff des Intellektuellen. Im zweiten Kapitel gibt sie einen Überblick über die Entstehung der lettischen Nationalbewegung und die Auseinandersetzungen der frühen lettischen Intelligenz mit Deutschen und Russen im 19. Jahrhundert und bis zur Konsolidierung der jungen Republik im Jahre 1920. Im dritten und vierten Kapitel geht sie auf die Rolle der lettischen Nationalisten während der Jahre der ersten lettischen Demokratie (1920–1934) und des autoritären Regimes unter Kārlis Ulmanis (1934–1940) ein.

Zaķe gibt als Quellen ungefähr 40 Autobiografien, 50 wissenschaftliche Studien und 650 Publikationen lettischer nationalistischer Intellektueller an. Besonders im zweiten bis vierten Kapitel verdankt sie viele Hinweise dem Buch von Leo Dribins „Die nationale Frage in Lettland 1850–1940“,<sup>2</sup> worauf Zaķe auch ausdrücklich hinweist (S. 4). Bedeutsam ist daher vor allem das fünfte Kapitel, in dem sie viel Neues aufzeigt und auf „nationale Intellektuelle unter der Sowjet- und Naziokkupation (1940–1944) und im Exil in den Vereinigten Staaten (1951–1989)“ eingeht. Vor allem zum baltischen politischen Exil im Westen nach 1945 gab es bisher kaum kritische Untersuchungen. Das letzte Kapitel beinhaltet Zaķes Schlussfolgerungen.

Wer eine kurze, griffige und theoretisch schlüssige Einführung und Übersicht zur Geschichte der lettischen, politisch rechts stehenden intellektuellen Elite sucht, ist mit Zaķes 159 Seiten umfassenden Text gut beraten. Die Darstellung sollte möglichst rasch um eine Untersuchung zur zweiten großen und mit den Nationalen konkurrierenden politischen Richtung in der lettischen Geschichte ergänzt werden, um eine Geschichte der lettischen Linken (Sozialdemokraten, Sozialisten, Kommunisten), ohne die weder die erste Republikzeit noch die frühe Geschichte der Sowjetunion bis 1937, geschweige denn die Geschichte der Lettischen Sozialistischen Sowjetrepublik nach 1945 denkbar erscheint. Eine dritte Forschungsfrage hätte dann das entscheidende politische Vakuum in der lettischen Geschichte zu Thema: Warum gab und gibt es in dem Land bis heute keinen demokratischen Liberalismus?

Detlef Henning, Lüneburg

2 Leo Dribins: *Nacionālais jautājums Latvijā 1850–1940. Historiogrāfisks apskats*. Latviešu autori [Die nationale Frage in Lettland 1850–1940. Historiografischer Überblick. Lettische Autoren], Rīga 1997.